Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift
für die gesamten Kulturinteressen der
österreichisch-ungarischen Monarchie

Herausgegeben von Dr. Rudolf Stritzko

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags-
und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

36. Band 1908

Drittes Heft
Juli

Dichtkunst.

Irtogast. Von Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesamten Kulturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Kultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduktion und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Kulturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Als Beigabe bietet sie erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte aller früheren Jahrgänge sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inklusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Shilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Shilling 3 Pence

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 Mark = 2·50 Francs.

Zuschriften in allen redaktionellen und administrativen Angelegenheiten werden erbeten unter der Adresse: Wien, I., Kohlmarkt 20, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Der achte Tag für Denkmalpflege in Mannheim.

Von **Otto Erich Deutsch**.

Zum ersten Male nahm an dem für deutsche Kultur so wichtigen Denkmaltag ein Vertreter der österreichischen Regierung, Sektionsrat Rudolf R. von Förster-Streffleur, teil, ein Fortschritt, den nicht nur die Reichsdeutschen, sondern vor allem die wenigen Österreicher begrüßten, die dem Kongresse in Mannheim, der jubilierenden Stadt der Quadrate, anwohnten. Unter den acht Teilnehmern aus Österreich-Ungarn, die etwa drei Prozent des ganzen Kongresses ausmachten, waren auch Architekt Dr. ing. Karl R. Holey, Mitglied des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins, Architekt Stefan Möller, Vertreter der Kunstdenkmalkommission Ungarns, Hofrat Dr. Josef Neuwirth, Professor der technischen Hochschule in Wien, und Hofrat Dr. Josef Strzygowski, Professor der Universität in Graz, den einige Mitglieder seines kunsthistorischen Institutes begleitet hatten. Während das Deutsche Reich nicht nur durch zahlreiche Vertreter der Bundesstaaten, sondern auch durch viele Provinzialkonservatoren, Museumsmänner und Stadtverordnete an dem Tage teilnahm, fehlten also die österreichischen Museen- und Stadtvertreter leider ganz, die doch endlich einsehen könnten, was sie an den bisherigen Denkmaltagen schon alles versäumt haben. Der erste Schritt unserer Regierung, den Optimisten auf dem Weg zu einem Denkmalschutzgesetz verlegen, läßt uns hoffen, daß sich die zur Denkmalpflege berufenen und verpflichteten Männer Österreichs von nun ab an

dem Tage zahlreicher beteiligen werden. Einstweilen wäre es noch beschämend, den Kongreß nach Wien zu laden, das viele Teilnehmer bald als Gäste zu sehen wünschten.

In und um Mannheim, der freundlichen Stadt, die sich 1907 besonders viele süddeutsche Besucher zu treuen Freunden und Herolden ihrer Schönheit gemacht hat, wogte es seit Wochen von Kongressen aller Art. Die tönende Kunst war im Frühjahr beim Musikfest und im Sommer bei den Wiener Operettenfestspielen zu Worte gekommen. Der bildenden Kunst, die hier in der neuen Halle Billings ein herrliches Heim gefunden hat und der die Hälfte der „Internationalen Kunst- und großen Gartenbau-Ausstellung" gewidmet war, wurde auf dem eben verstrichenen Denkmaltage geopfert, und ihr war auch der anschließende kunsthistorische Kongreß in Darmstadt geweiht. Die Historiker und Kunstgelehrten gingen da von einem Kongreß zum anderen. Zuerst tagten am 14. und 15. der VII. deutsche Archivtag in Karlsruhe und der VIII. Verbandstag der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Forschung in Speyer; dann folgte vom 15. bis 18. September die Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Heidelberg und Mannheim, der sich sogleich der Denkmaltag anschloß, von dessen Teilnehmern wieder einige am 24. zum kunsthistorischen Kongreß nach Darmstadt kamen.[1]) Da in Mannheim seit Monaten auch zahlreiche Sonderausstellungen und Kongresse ganz anderer Art stattfanden, drehte sich natürlich immer der Spieß am Herde der reichen gastfreundlichen Stadt, und der Festreden war kein Ende. Am Begrüßungsabend, der am 18. mit dem Abschiedsschoppen der Historikerversammlung im Friedrichspark zusammenfiel, stellte sich uns Hofschauspieler Köckert, der sich tatsächlich in die Teilnehmerliste eintrug, als geübter Kongreßredner (eigentlich Kongreßhumorist) vor, der in seiner überaus witzigen Ansprache eine sympathische Eigenheit der Denkmalpflegerversammlung hervorhob. Als er gehört habe, der Denkmaltag werde von keinem Verein abgehalten, sondern sei eine freie, für jedermann offene Zusammenkunft, habe er sich staunend gefragt: „Was, die haben sich die Gelegenheit entgehen lassen, einen Verein zu gründen? Das steht jedenfalls in Deutschland einzig da!"

---

[1]) Bericht im Kunstblatt der „Neuen Freien Presse" vom 7. Dezember 1907.

Unter den reichsdeutschen Teilnehmern des Denkmaltages, fast 300 an der Zahl, waren: Geheimer Archivrat Dr. Bailleu, der Vorsitzende des letzten Historikerkongresses, Dr. von Bezold, der erste Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg, Dr. Brinckmann, der Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, Professor Dehio aus Straßburg, Archivrat von Destouches aus München, Geheimer Hofrat Professor Gurlitt aus Dresden, Professor Dr. Kämmerer, der Direktor des Kaiser Friedrich-Museums in Posen, Professor Dr. Kautzsch aus Darmstadt, Schriftsteller Josef August Lux aus Dresden, der Herausgeber der „Hohen Warte" (übrigens auch ein Österreicher), Geheimer Hofrat Professor Dr. von Oechelhäuser aus Karlsruhe, der Vorsitzende des Denkmaltages, Bürgermeister Dr. Reicke aus Berlin, Professor Schultze-Naumburg aus Saaleck, der Vorsitzende des gleichzeitig in Mannheim tagenden Bundes „Heimatschutz", Professor Dr. Paul Schumann aus Dresden als Vertreter des „Dürerbundes" und Geheimrat Professor Dr. Thode aus Heidelberg. Die Sitzungen wurden im Versammlungs- und im Musensaal des „Rosengartens", der städtischen Festhalle, abgehalten. Dieser wahrhaft fürstliche Bau, der zu den prachtvollen, aus rotem Neckarsandstein erbauten Palästen des von Professor Bruno Schmitz (Charlottenburg) entworfenen und errichteten Friedrichsplatzes, des riesigen Vorhofes der Jubiläumsausstellung, gehöre, enthält außer dem Versammlungssaal und dem größeren Musensaal, der zu Musikaufführungen (Musikfest, Operettenfestspiele) und als Filiale des alten Hof- und Nationaltheaters verwendet wird, noch den kolossalen Nibelungensaal, der 15.000 Menschen faßt und über 5000 Sitzplätze bietet. Außerdem gibt es in dem verschwenderisch, aber durchaus geschmackvoll ausgestatteten Gebäude eine Wandelhalle, in der zu unserem Abschied ein Festbankett stattfand.

Die erste Sitzung des Denkmaltages wurde am Morgen des 19. September durch Begrüßungsansprachen des Vorsitzenden, dann des Vertreters der großherzoglich badischen Regierung, Geheimen Oberregierungsrates Dr. Böhm aus Karlsruhe, eröffnet, der den Willkomm des Protektors, Erbgroßherzogs Friedrich von Baden, überbrachte; Bürgermeister Martin begrüßte die Versammlung im Namen der Stadt Mannheim, die leider nur wenig Gelegenheit zum Denkmalschutz biete, und als Abgesandter der österreichischen

Regierung Sektionsrat von Förster, der die Hoffnung aussprach, in nicht zu ferner Zeit über ein österreichisches Denkmalschutzgesetz berichten zu können. Der neue Reichstag dürfte endlich für diese wichtige Kulturangelegenheit Zeit finden, mit der sich die Kunstsektion längst beschäftigt habe. Das Interesse des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht bekunde sich einstweilen in der Teilnahme eines Vertreters am Denkmaltage, dem bisher nur ein Delegierter der Zentralkommission zur Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern (Hofrat Neuwirth) beiwohnte.

Sodann erstattete Hofrat Oechelhäuser den Jahresbericht. Er widmete zunächst dem früheren Vorsitzenden des Denkmaltages, Geheimen Justizrat Professor Dr. Lörsch (Bonn), und dem gleichfalls verstorbenen Professor Dr. Eduard Paulus (Stuttgart) herzliche Nachrufe. — Der geschäftsführende Ausschuß hoffe, die gemeinsame Tagung mit dem Gesamtverband der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beibehalten zu können und versuche heuer auch eine Verbrüderung mit dem Bunde „Heimatschutz". — Die Petition, die der Denkmaltag wegen des Gesetzentwurfes über Verunstaltung von Straßen und Plätzen an das preußische Abgeordneten- und Herrenhaus gerichtet hat (5. Denkmaltag in Mainz), sei inzwischen durch die Annahme des Entwurfes erledigt worden. — Unter den besonderen Ereignissen des vergangenen Jahres bespricht der Redner die Errichtung einer staatlichen Zentralstelle für Naturdenkmäler in Danzig, die Professor Dr. Conventz leitet und deren Zweck es ist, besonders charakteristische Gebilde der heimischen Natur zu schützen, namentlich solche, die sich noch am ursprünglichen Orte befinden. (An dieser Stelle sei nebenbei bemerkt, daß sich der Denkmaltag nicht nur mit der Erhaltung alter Denkmäler der Kunst, sondern auch der Naturdenkmäler und der Denkmäler neuerer Kunst beschäftigt.) — Von hohem Interesse sei dann die Gründung des Rheinischen Vereins für Denkmalspflege und Heimatschutz in Köln und des Rheinischen Gauverbandes zur Erhaltung alter Burgen (Koblenz, 20. Juni). — In der Frage des Wormser Domes, der umgebaut werden soll, möchte der Ausschuß, der das ebensowenig billigen könnte wie den Wiederaufbau der westfälischen Burg Altena, einstweilen keine Diskussion eröffnen. — Schließlich berichtet der Vorsitzende über einige neue Restaurationsmethoden: die Ergänzung von Stein-

denkmälern nach Bildhauer Master; die Reinigung von beschmutzten Marmorstandbildern nach Dr. Franz Schmidt, der zuerst das 1903 besudelte Liebigdenkmal in München und dann — in zweijähriger Arbeit — das am 9. April 1905 arg beschädigte Shakespearemonument in Weimar (vom Bildhauer Lessing) geputzt und seine Erfahrungen in einer Broschüre niedergelegt hat, die zu Gunsten eines Fürsorgevereins für entlassene Sträflinge verkauft wird; dann eine neue feuersichere Strohdachung, die der Maler Hans am Ende (Worpswede) erfunden hat.

Auf eine bedauernde Bemerkung des Vorsitzenden über den voreiligen Wiederaufbau der abgebrannten Hamburger Michaeliskirche erwiderten Direktor Brinckmann und Senatssekretär Dr. Hagedorn in erregt abweisenden Worten. Die Hamburger müßten Barbaren sein, wenn sie die noch stehenden Mauerreste nicht sofort eingedeckt und den Wideraufbau der Kirche beschlossen hätten, den übrigens alle Sachverständigen nach dem Lokalaugenschein billigten.

An Stelle der verhinderten Berichterstatter über „Baupolizei und Denkmalpflege", des Geheimen Oberregierungsrates Dr. Böhm (Karlsruhe) und des Regierungspräsidenten a. D. zur Nedden (Koblenz), sprachen Oberbürgermeister Dr. Struckmann aus Hildesheim über das neue preußische Gesetz gegen Verunstaltung von Ortschaften und Professor Dr. Stürzenacker aus Karlsruhe über die neue badische Landesbauordnung.

Herrenhausmitglied Struckmann berichtet, daß das neue preußische Schutzgesetz[2]) den Forderungen der Resolution des Jahres 1904 völlig entspreche, die sich auf die Verunstaltung von Straßen und Plätzen, auf die Fluchtlinien, Firmen, Reklameschilder, die Höhen und Umrißlinien der Häuser, die Form und die Farbe der Dächer bezog (Referent Geheimer Baurat Dr. ing. Stübben aus Berlin). Das allgemeine Landrecht Preußens habe

---

[2]) Im Anschluß an dieses Referat hielt Architekt Dr. Karl R. Holey in der Oktoberversammlung der Architektenvereinigung „Wiener Bauhütte" einen Vortrag über „Die Baupolizei in ihrem Verhältnis zu Denkmalpflege und Heimatschutz"; abgedruckt in der Monatsschrift dieses Verbandes, I. 10, am 31. Oktober 1907. In derselben Versammlung legte Hofrat Neuwirth einen Entwurf für die neue Wiener Bauordnung vor.

schon bisher grobe Verunstaltungen des Stadtbildes (das Abgeordnetenhaus setzte statt grob: gröblich) streng bestraft; aber da der Begriff dieser groben Verunstaltung vom Oberverwaltungsgericht bestimmt wurde, fiel er allzu materiell aus. Der § 2 des neuen Gesetzes bestimmt, daß durch individuelle Ortsstatuten bauliche Veränderungen, die die Eigenart des Ortsbildes gefährden, verboten werden können. Bevor ein Ortsstatut von einer Gemeinde ausgegeben wird, müssen Sachverständige zu Rate gezogen werden. Der Redner lobt die freiheitliche Fassung des Gesetzes. Diese Einschränkung sei aber gut; nur dürfe sie nicht dahin ausgedeutet werden, daß auch bei den kleinsten baulichen Veränderungen (Hausbemalung z. B.) Experten befragt werden müssen, was oft überflüssig, zeit- und geldraubend würde und der Bevölkerung den Denkmalschutz ganz verleiden könnte. Übrigens empfiehlt Struckmann, eine Kommission des Denkmaltages einzusetzen, bei der sich die kleineren Gemeinden vor der Abfassung ihrer Ortsstatuten um Rat wenden könnten, da der Staat glücklicherweise keine Musterstatuten herausgegeben hat. Das neue Gesetz hat noch einige Vorzüge. Nicht nur die Umgebung des Bauwerkes, auch dieses selbst wird geschützt. Der Staat und die Kirchengemeinschaften unterstehen ebenso wie jeder Privatmann den baupolizeilichen Vorschriften. Jeder Hausbesitzer kann daran verhindert werden, die Fassade z. B. durch gewisse Firmenschilder so zu verändern, daß die Straße dadurch verunstaltet wird. Aber einstweilen kann niemandem verboten werden, ein ihm gehöriges Baudenkmal niederzureißen, bevor nicht die schwierige Entschädigungsfrage gesetzlich geregelt ist. Vermutlich wird das erst geschehen, bis in Preußen und in den süddeutschen Bundesstaaten, die jetzt provisorische Landesbauordnungen haben, wirkliche Denkmalschutzgesetze gegeben werden, die nicht mehr lange ausbleiben dürften. (Österreich wird dann hoffentlich wieder mit einem raschen, überraschenden Schritt nachfolgen.) Das neue preußische Gesetz sorgt auch für Landschaftsschutz, da seine Bestimmungen ausdrücklich für allgemein erklärt werden und die Möglichkeit bieten, das Aufstellen von Reklametafeln und das Errichten von Häusern, die das charakteristische Bild der Landschaft schänden würden, zu verbieten. Dabei verschließt sich aber das Gesetz so wenig wie die Denkmalpfleger den Notwendigkeiten der modernen Zeit, den wirklichen Anforderungen der Industrie und des Verkehrs.

Stürzenacker referierte anschließend über die badischen, bei der Ähnlichkeit mit Württemberg und Hessen eigentlich über die süddeutschen Verhältnisse, namentlich auch über die Baupolizeibehörden. Die neue badische Landesbauordnung tritt am 1. November in Kraft, während Württemberg erst eine ähnliche vorbereitet. Die hessischen Bestimmungen werden davon etwas abweichen, weil sie auf die Ortsindividualität keine besondere Rücksicht nehmen, keine Ortsstatuten vorschreiben. Für die neu zu schaffenden Ortsbestimmungen gibt der Redner einige Winke. Nach Feuersbrünsten in kleinen Dörfern soll man verhindern, daß ein Baumeister ganze Straßen lang einheitliche Häuser errichte. Stürzenacker erinnert an Werffen, wo vor etwa 20 Jahren eine Hauptstraßenseite ganz niedergebrannt und in gleichmäßig nüchterner Architektur mit obligaten Backsteinen und Giebeln wieder aufgebaut worden sei, als drastisches Gegenbeispiel zu dem schön erhaltenen alten Teil der Straße. Daraus möge man für St. Märgen eine Lehre ziehen. Feuersichere Strohdächer seien sehr praktisch und nicht zu verbieten. Der Korreferent warnt ferner vor der Übertreibung, bei neuen Straßen eine krumme Anlage zu fordern. Ohne Mannheim zu erwähnen, erinnert er dabei an die Herrnhuterkolonie Königsfeld im Schwarzwald, wo man gerade und doch schöne Straßen fände. Dagegen möge man die Baufluchtlinie nur als äußerste Grenze bestimmen und ein Zurücktreten einzelner Häuser zur Belebung des Straßenbildes ohne weiteres gestatten. Die Ortsstatuten gäben nach der neuen badischen Bauordnung genügende Handhaben dazu, Denkmäler gegen ihre Besitzer zu schützen. Deshalb sollten sich die Gemeinden damit beeilen. Heidelberg und Mannheim haben bereits Ortsstatuten, andere badische Städte (Konstanz, Karlsruhe) bereiten sie vor. Stürzenacker empfiehlt, Auskunftsstellen zu errichten, wo die Bauherren kleinerer Orte bei der Baupolizei rechtzeitig Erkundigungen und Rat über geplante Neubauten einholen könnten. Auch eine staatliche Geldunterstützung von Privatbesitzern, die Denkmäler zu erhalten hätten, sei ratsam. Der Redner hält es ferner für notwendig, daß in einzelnen Orten nach dem Muster Nürnbergs Sammelwerke von Denkmälern angelegt würden und daß der Ortsbaukontrolleur mit den Grundsätzen der Denkmalpflege wohl vertraut sei. Als Definition des Begriffes Baudenkmal empfiehlt der Korreferent gegenüber der reichsdeutschen, die ein Alter von wenigstens 100, und der italieni-

schen, die 50 Jahre fordert, die offizielle ungarische Definition: alles, was ober oder unter dem Boden vorhanden und einen gewissen künstlerischen oder historischen Wert hat.

Es entspinnt sich dann über das wichtige Thema der beiden Referenten eine längere Diskussion. Professor Dr. ing. Baumeister aus Karlsruhe bemerkt, die Ortsstatuten dürften keine ganz allgemeinen Bestimmungen enthalten, wie „gefälliges Aussehen“, „Villenstil“ u. dgl. Besser als solche nichtssagende Vorschriften wirke die öffentliche Meinung. Die Entwicklung neuer Ortsteile dürfe nicht im Interesse der Denkmalpflege unterbunden werden. Wenn die Baupolizei auch dort eingriffe, wo sie nichts (Altes) zu schützen habe, so artete sie leicht zur Kunstpolizei aus. — Geheimrat Freiherr von Biegeleben aus Darmstadt, der Vertreter der hessischen Regierung, wünscht dagegen, daß die Ortsstatuten auch die moderne Kunst berücksichtigen sollen, worin ihm die Majorität zuzustimmen scheint. Im Sinne der hessischen Bestimmungen (Artikel 59 der allgemeinen Bauordnung) spricht sich Biegeleben für allgemeine Verordnungen aus, die ohne detaillierte Angaben für den einzelnen Ort die Ortsstatuten leicht ersetzen könnten. Innerhalb dieser allgemein gültigen Verordnungen, die einstweilen auch ohne besonderes Denkmalschutzgesetz möglich seien, könne man Bestimmungen über das Äußere der Häuser (Farben, Dächer, Höhen) treffen, wie in Hessen der Fall Wimpfen beweise, der uns zwei Tage darauf überzeugend vor Augen geführt wurde. Man solle sich aber vor jeder amtlichen Stilistik hüten. Ein sanfter Druck auf die Gemeinde dürfte die Absichten des Denkmalpflegers leichter fördern. (Dagegen sprechen allerdings die Erfahrungen unserer Zentralkommission.) — Aber, fragt Biegeleben, wer handhabt die Baubestimmungen? Es sind fast durchwegs Beamte, aus denen die Baupolizei besteht, in Baden die Ortsbaukontrolleure, in Hessen wenigstens akademisch gebildete Leute. Aber in der Kunst könne nur entscheiden, wer Kunst treibt. Und leider gäbe es auch unter den akademisch gebildeten Baupolizeibeamten nicht nur Architekten (Hochbauer), sondern auch Ingenieure, die damit gar nichts zu tun hätten. Neben den Architekten sollten dagegen die Denkmalpfleger als Berater oder Mitarbeiter der Baupolizei beigezogen werden. Biegeleben sprach sich auch für die Inventarisierung der Baudenkmäler aus. — Professor Dr. Fuchs aus Freiburg, ein Nationalökonom, wies darauf hin, wie sehr sich die Denkmalpflege

mit wirtschaftlichen Fragen berührt (was übrigens später durch den Vortrag Rehorsts deutlicher wurde). Besonders sei die übermäßige Ausnützung des Grund und Bodens bei der Bebauung zu bekämpfen. Er fordert Heimatschutz im weiteren Sinne, Fortbildung der Kultur im Geiste der Alten, Arbeitshäuser statt Mietskasernen. — Geheimer Baurat Dr. ing. Stübben aus Berlin macht darauf aufmerksam, daß die neuen Bestimmungen der Baupolizei glücklicherweise sehr weitmaschig seien. Man müsse sogar hinter der Fluchtlinie nicht parallel zu ihr bauen, namentlich dort, wo Intervalle zwischen den benachbarten Häusern liegen. — Ministerialrat Kahn aus München, der Vertreter der bayrischen Regierung, stellt fest, daß in Bayern bereits seit 1900 ähnliche Vorschriften bestehen, wie sie in Preußen, Baden und Württemberg jetzt eingeführt werden, und daß die bayrische Baupolizei wegen der Denkmalpflege mit dem Generalkonservatorium in steter Fühlung ist.

Den interessantesten und wirksamsten Vortrag hielt Landesbaurat C. Rehorst aus Merseburg „Über die Möglichkeit der Erhaltung alter Städtebilder unter Berücksichtigung moderner Verkehrsanforderungen“. Rehorst erinnerte zunächst an einige ähnliche Themata, die von Gurlitt, Stübben, Frentzen und Struckmann auf dem dritten, vierten und fünften Denkmaltage behandelt wurden, und an die große Literatur, die sich seit Sittes erster Arbeit (1899) darüber anhäufte. Er biete also nichts Neues, sondern bringe nur Beiträge zu Altem. Schon viele deutsche Städte haben in den letzten Jahren baupolizeiliche Vorschriften erlassen, die auf ästhetische Momente Rücksicht nehmen. Aber diese Rücksicht geht nur so weit, als sie nicht mit wirklichen oder eingebildeten Verkehrsinteressen kollidiert. Namentlich in kleineren Städten wird der Verkehr von stadträtlichen Parvenüs gewaltig überschätzt, und das Ideal aller kleinen Bürgermeister ist die Elektrische, die doch alle intimen Reize eines alten Städtchens gefährdet. Sie vor allem ist es, die so häufig zu unkünstlerischen Verbreiterungen alter Straßen verführt. Aber auch anders äußert sich die Überschätzung des Straßenverkehres, da man die Zahl der Fußgänger und Wagen meist gar nicht mißt (was unbedingt vor Straßenveränderungen nötig wäre) und so ganz falsch beurteilt. Man erweitert bei uns in mittleren und kleinen Städten die Straßen oft auf eine normale Breite von 18 *m*. In London

dagegen verkehren auf einer der belebtesten Straßen von nur 8 *m* Fahrdamm- und je 2·70 *m* Fußsteigbreite nach einer genauen Durchschnittszählung 42 Wagen und 800 Fußgänger in der Minute. Das ermöglicht allein die musterhafte Straßendisziplin, die jede Übertretung der polizeilichen Vorschriften mit einem Pfund Strafe belegt. Diese straßenpolizeilichen Weisungen beziehen sich nicht nur auf die Verkehrsrichtung für Wagen und Fußgänger, sondern schreiben z. B. auch eine bestimmte Zeit vor, in der Geschäftswagen auf belebten Straßen stehen bleiben dürfen. Den Londoner Verhältnissen gegenüber ist die Planlosigkeit unseres Straßenverkehres, namentlich in mittleren und kleinen Städten geradezu kläglich. (Man denke an einen Sonntagvormittag auf dem Marktplatz oder in der Hauptstraße einer österreichischen Provinzstadt, wenn sich die ländliche und die nicht viel besser organisierte städtische Bevölkerung im Gehen nach der Kirche oder nach dem Korso zu Tode stößt!)

Weil Architekt und Ingenieur so selten zusammen arbeiten, fallen fast ebensoviele Baudenkmäler wie der elektrischen Straßenbahn den anderen elektrischen Leitungen des Telephons und — in kleinen Städten, wo keine unterirdischen Kabel liegen — des Starkstromes zum Opfer. So sind zahlreiche Orte im Harz und in Thüringen durch oberirdische Starkstromführungen verunstaltet worden, und der Götzenturm in Heilbronn ist durch zahllose weiße Porzellanglocken der Telegraphenleitung entstellt. Man muß also die elektrischen Kabeln und Drähte möglichst verstecken (Beispiel: Rothenburg a. d. Tauber), damit nicht alle schönen Straßenbilder durch Drähte und Kabelmaste zerschnitten werden. Daß man die elektrische Bahn auch, ohne alte Straßen unkünstlerisch zu verbreitern, ganz gut eingleisig (mit Weichen) legen kann, haben Halle, Köln und andere Städte bewiesen.

Allmählich dringt die Erkenntnis durch, daß zur Bewältigung des Verkehres nicht eben gerade Straßen notwendig sind. Die Richtung alter Straßen bleibt erhalten und man weicht aus, wenn es ein Baudenkmal erfordert. (Daß dagegen bei der Neuanlage von Straßen eine künstlich krummlinige Führung übertrieben und schädlich ist, wurde bereits früher auf diesem Denkmaltage erwähnt.) Die Denkmalpfleger müssen aber immer mehr darauf dringen, daß beim Bestimmen der Fluchtlinien die alten, natürlich gewordenen Baulinien beibehalten werden. Auch über dem jetzt so glänzend

erhaltenen Nürnberg schwebte einst das Damoklesschwert des Lineals und des Zirkelschlages, als die Altstadt 1878 reguliert werden sollte. Man wollte die Königstraße in eine Prachtstraße nach Wiener Muster — so sagte Rehorst — verwandeln und bloß den Frauenturm stehen lassen. Es gelang nur schwer, diesen wahnwitzigen Plan zu vereiteln. (Ähnlich wurde die innere Stadt Wiens vor dem „Jubiläumsplatz" bewahrt.) — Der Verkehr darf bei wertvollen Baudenkmälern nicht durch die Errichtung von Vergnügungslokalen und großen Warenhäusern gesteigert werden, da das Denkmal dadurch als ein Stein des Anstoßes gefährdet und eventuell auch direkt beschädigt wird. — Durch Anlage von Lauben in den Untergeschossen kann in verkehrsreichen Straßen, namentlich an wichtigen Kreuzungsecken (Lugeck in Graz), die Passage für die Fußgänger erleichtert werden. Obwohl man häuifg Bedenken wegen der Kosten und des Lichtverlustes in den Parterrelokalen geltend macht, hat sich dieser Ausweg in vielen Städten bewährt.

Durch die strengen preußischen Fluchtlinienvorschriften werden die Besitzer alter Häuser oft vorzeitig zum Neubau genötigt, weil ihnen auch kleine Umbauten dadurch verwehrt sind und weil sie oft Erker und Freitreppen dem Verkehrswahn opfern müssen. Auch Brunnen, kleine Bauten, Standbilder und Bäume in der Mitte einer Straßenausbuchtung, wie man sie an solchen Stellen in London gerade zur Teilung des Verkehrs aufstellt, fallen bei uns diesem Moloch oft zum Fraße. In Halle dagegen habe man einen solchen alten Baum nach langen Erwägungen stehen lassen, ohne daß er den Verkehr hemme, und in Stuttgart war so ein angebliches Verkehrshindernis sogar der Anlaß für eine hübsche Parkanlage.

Die innere Stadt kann von dem allzu großen Verkehr durch Polizeivorschriften entlastet werden, indem man z. B. für bestimmte Verkehrsarten neue Wege schafft. (Unsere Lastenstraße in Wien.) Der Verkehr der ganzen Stadt muß dezentralisiert werden, indem man neue Verkehrsmittelpunkte schafft. So kann man die Baudenkmäler der Altstadt schützen.

Einen harten Kampf gegen den Verkehr haben stets die alten Brücken zu bestehen, weil er sie von oben und von unten angreift. Und doch sind den Denkmalpflegern gerade die alten Steinbrücken so wertvoll, deren Schönheit niemals durch die sinnreichste

Rippenkonstruktion einer eisernen ersetzt werden kann, eher durch Eisenbeton. Aber auch hier wird der Verkehr oft überschätzt, und man geht übereilig vor. Manchmal genügt auch eine Verbreiterung der Brücke durch Hinauslegen der Fußsteige, obwohl schon das der Schönheit meist Eintrag tut.

Auch Stadtmauern, Wälle, Gräben können oft leicht erhalten werden. Sie sind keine wirklichen Verkehrshindernisse, wenn man sie nach sachverständiger Prüfung stellenweise öffnet. Auch hier gilt: Wo ein Wille ist, da findet sich ein Weg. Man mache öffentliche Gartenanlagen auf dem Gebiete der ehemaligen Stadtbefestigung (Graz), aber ohne künstliche Gärtnerromantik mit Schlangenwegen und Tännchen. Graben und Wall sollen womöglich in ihrer geheimnisvollen Wildnis und in ihrer Höhe belassen werden.

Am schwersten sind Tor und Turm zu erhalten, da sie oft wirklich ein schweres Hindernis für den städtischen Verkehr bilden. Dennoch gibt es nach Rehorst acht Möglichkeiten dazu, die er einzeln aufzählte. Für die Erhaltung von Toren rät er hauptsächlich zur einseitigen Freilegung, die außer den Durchfahrtswegen eine Straße rechts oder links gewährt, ohne daß das Tor so völlig unnatürlich isoliert wird wie bei der völligen Freilegung (Franzenstor in Wien). Vorbildlich für die Erhaltung von Türmen ist der Weiße Turm in Nürnberg. Aber bei allen Ergänzungen alter Tore und Türme hüte man sich vor Stilmeierei („Nürnbergerei").

Schließlich mahnte Rehorst, die alten Friedhöfe, die so viel zur Ergänzung des Städtebildes beitragen, als heilige Haine zu erhalten. Oechelhäuser verkündete darauf, daß das Thema „Schutz der Friedhöfe und deren Umwehrung" auf der Tagesordnung des nächsten Denkmaltages stehe. Da Rehorst seine letzten Mahnworte durch das Beispiel des Salzburger St. Peter-Friedhofes illustrierte, den er irrtümlicherweise der ursprünglich geplanten Durchtunnelung preisgegeben glaubte, sprach Hofrat Neuwirth darüber noch einige aufklärende Worte, die besonders unsere Zentralkommission vor allen Zweifeln an ihr rechtzeitiges Eingreifen schützen sollten.

Rehorst, der eben Beigeordneter der Stadt Köln wurde, war die interessanteste Erscheinung auf dem Mannheimer Denkmaltage. Seine starke, rasch zugreifende und dabei durchaus liebenswürdige

Persönlichkeit, seine Redegewandtheit, seine scharfe Logik und sein beißender Witz wirkten stark auf die Zuhörer. Auf Antrag Gurlitts wird sein Vortrag, den er am nächsten Abend im Musensaal durch zahlreiche ausgezeichnete Beispiele und Gegenbeispiele in Lichtbildern erläuterte, als illustrierte Flugschrift des Denkmaltages gedruckt werden.[3]) Mögen sich unsere Stadtväter diesen Vortrag zu Gemüte führen!

Das als folgendes angesetzte Referat „Über städtische Kunstkommissionen", das ursprünglich der inzwischen verstorbene Geheimrat Loersch erstatten sollte, entfiel ganz, da auch dessen Vertreter Professor Dr. P. Weber aus Jena zu erscheinen verhindert war.

Nach Rehorst sprach deshalb Architekt E. Probst aus Zürich über die „Denkmalpflege in der Schweiz". Ihr Beginn reicht bis ans Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1798 beschloß die helvetische Regierung, die Denkmäler inventarisieren zu lassen, was allerdings bis heute noch nicht ausreichend geschehen ist. So wanderten inzwischen viele Kunstwerke ins Ausland, da auch das 19. Jahrhundert lange keine Abhilfe brachte. 1880 endlich wurde die schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler gegründet und 1883 gab es auf der schweizerischen Landesausstellung schon eine Abteilung für alte Kunst. Dann ging es rasch mit der Denkmalpflege vorwärts und man begann, sich auch mehr für die Ausgrabungen römischer Überreste zu interessieren. Die Gründung eines schweizerischen Nationalmuseums wurde schon 1889 beschlossen, dann aber ebensowenig durchgeführt wie der Plan von 1798. Da die Schweizer Staatsgrundgesetze die Schaffung eines allgemeinen Denkmalschutzgesetzes erschweren, bleibt es den einzelnen Kantonen vorbehalten, ihre Denkmäler durch Sonderverordnungen zu schützen. Wohl aber unterstützt der Staat die Denkmalpflege, und die schweizerischen Räte bewilligen jetzt jährlich 60 bis 70.000 Franken für diesen Zweck. In den letzten Jahren hat sich das Interesse für Heimatschutz in der Schweiz überraschend schnell entwickelt und die erst 1905 gegründete Vereinigung für Heimatschutz, die schon eine Zweigstelle in England hat, zählt heute über 4000 Mitglieder, die sich die Denkmalpflege

[3]) Die 40 Abbildungen sind auch in den stenographischen Bericht aufgenommen worden, der durch den Verlag der Zeitschrift „Die Denkmalpflege" (Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W 66), zu beziehen ist.

angelegen sein lassen. Ihr Zentralvorstand erläßt wirksame Aufrufe (z. B. gegen das Anbringen von Reklametafeln) und hat den Verein der Hoteliers und den Verkehrsverein für sich gewonnen. Daß man auch Sinn für Naturdenkmäler in der Schweiz hat, beweist die Tatsache, daß sich von 3 Millionen Einwohnern 60.000 gegen die Errichtung der Matterhornbahn aussprachen. Probst schloß mit einigen Mitteilungen über das Schweizer Bauernhaus.

Am Abend des ersten Kongreßtages fand dann eine öffentliche gemeinschaftliche Sitzung des Tages für Denkmalpflege und des Bundes Heimatschutz im Musensaale des Rosengarten statt, die Oechelhäuser als erste Annäherung freudig begrüßte. Man wird aber wohl nach dieser ersten Probe von einer Verbrüderung der nur scheinbar verwandten Gesellschaften absehen, da dieser Abend den Denkmalpflegern eine völlige Enttäuschung brachte. Der Vorsitzende des Bundes Heimatschutz, Professor Schultze-Naumburg, bekannt durch seine „Kulturarbeiten" und seine Mitarbeit am „Kunstwart", sprach nämlich über das Thema „Aufgaben des Heimatschutzes" in einer solch backfischmäßigen Art, daß dadurch sofort der große Unterschied zwischen der ernsten Arbeit der zielbewußten, zeitbewußten Denkmalpfleger und der Kunstwart- und Dürerbund-Romantik der Heimatschützler zu Tage trat. Schultze-Naumburg, über dessen sympathisches jugendliches Aussehen sich viele freuten, die sich in dem geschickten literarischen Popularisator kultureller Ideen einen vollbärtigen Professor vorgestellt hatten, ist leider der rechte prätentiöse Vortragsmeister für Damen, der die simpelsten Gedankenkiesel so lange hin- und herdreht, bis man im Funkeln irrlichternder Worte Edelsteine zu sehen wähnt. Das wirkt namentlich im verdunkelten Saale auf Frauen stark. . . . Er sprach von drei Aufgaben des Heimatschutzes: Bestehenlassen, Erhalten durch werktätiges Eingreifen und Neuschaffen; dann von der überwuchernden Technik, die sich endlich mit dem Heimatschutz vertraut machen müsse; von den Grenzen zwischen Natur und Kultur, über welche sich die Kultur nicht hinauswagen dürfe; von den wirtschaftlichen Vorteilen des einzelnen, die den Bestrebungen des Heimatschutzes oft gegenüber stehen. Endlich davon, daß man einstweilen noch keinen gesetzlichen Schutz für die Objekte des Heimatschutzes erwarten kann, weil ihr Wert durchaus noch nicht allgemein an-

erkannt ist, und daß der Bund Heimatschutz kein blinder Gegner der Moderne ist, sondern einen vernünftigen Ausgleich der Gegensätze anstrebt. Zu all diesen selbstverständlichen Dingen, mit denen er auch dem jüngsten Denkmalpfleger nichts Neues sagte, fügte Schultze noch den kindlichen Versuch, den versammelten Gelehrten in einigen Sätzen die Entwicklung der Architektur des 19. Jahrhunderts zu erklären. Auch die illustrierenden Lichtbilder waren viel schlechter als die Beispiele und Gegenbeispiele, die man in Schultzes Schriften zu finden gewohnt ist. In der dritten Generalversammlung des Bundes, die am 20. nachmittags in Mannheim stattfand, legte übrigens Schultze-Naumburg wegen Überbürdung seine Stelle als erster Vorsitzender nieder. Vielleicht ist damit die Möglichkeit geschaffen, daß der Bund Heimatschutz wirklich einmal ohne alle weltfremde Phantastik die Arbeit des Denkmaltages popularisieren hilft.

An Stelle des als Austauschprofessor nach Amerika berufenen Professor Dr. Clemen aus Bonn, der „Über staatliche und private Denkmalpflege“ hätte referieren sollen, sprach der bekannte Rembrandtforscher Professor Dr. Karl Neumann aus Kiel, ein geborener Mannheimer, „Über die Zerstörung Mannheims im 17. Jahrhundert und über ein wiedergefundenes Stück Mannheimer Architektur“. Neumann fand in der Bibliothèque nationale in Paris eine Fassadenzeichnung von einem prachtvollen Festungstor, die laut einer Inschrift im Jahre 1672 — wahrscheinlich von einem deutschen Baumeister — für Mannheim entworfen und vielleicht auch ausgeführt worden ist.

Am zweiten Sitzungstage, dem 20. September, wurde zunächst der Vorsitzende entlastet, dann der Zwölferausschuß durch Akklamation wiedergewählt, der aus folgenden Herren besteht: Geheimer Hofrat Dr. von Oechelhäuser (Karlsruhe), Vorsitzender; Geheimer Archivrat Dr. Bailleu (Berlin), Museumsdirektor Dr. von Bezold (Nürnberg), Geheimrat Freiherr von Biegeleben (Darmstadt), Professor Dr. Clemen (Bonn), stellvertretender Vorsitzender; Professor Fritzsch (Berlin-Grunewald), Geheimer Hofrat Dr. Gurlitt (Dresden), Geheimer Oberbaurat Hofmann (Darmstadt), Oberbürgermeister Dr. Struckmann (Hildesheim), Geheimer Baurat Dr. ing. Stübben (Berlin), Regierungs- und Baurat Tornow (Chazelles-Metz). An Stelle des verstorbenen Geheimen Rates Lörsch wurde Geheimer Rat Hoßfeld (Berlin) gewählt. Als

Ort der nächsten Tagung wird, entsprechend dem Beschluß des Gesamtverbandes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, einstimmig Lübeck angenommen.

Der Vorsitzende verliest dann die Liste der staatlichen und städtischen Vertreter und der Vereinsabgesandten. Hierauf spricht Museumsdirektor Dr. J. Brinckmann aus Hamburg über „Grundsätze und Verfahren für die Wiederherstellung und Ergänzung kunstgewerblicher Altertümer, insbesondere mit Rücksicht auf deren Inventarisation". Der Redner hält sich hauptsächlich an die Restaurierung alter Möbelstücke. Er erzählt von der musterhaften Organisation seines Museums, wo jedes Inventarstück in mehreren Protokollen seine ganze Lebensgeschichte hat und wo jeder Diener ein fertiger Tischler ist, der immer wieder zu Ergänzungs- und Wiederherstellungsarbeiten verwendet wird. Der sachkundige Museumsmann muß eigentlich immer selbst der Restaurateur sein, und der technische Handwerker darf ihm nur als Hilfskraft dienen. Da der kunsthistorisch gebildete Museumsbeamte die ganze Verantwortung trägt, und nicht der technische Restaurateur, so muß jener das Handwerk selbst verstehen. — Die neu hinzugefügten Teile sind (wie bei Baudenkmälern) auch bei restaurierten Möbeln durch eine andere Färbung kenntlich zu machen, wenn es sich um ein Museumsstück handelt. Anders steht es ja mit Denkmälern, bei denen nur das ästhetische Moment in Betracht kommt, z. B. bei Möbeln im Privatbesitz des Liebhabers. — Brinckmann beklagt die Überfülle der neuen Provinzmuseen, mit deren planloser Gründung man endlich einhalten muß. — Leider sind manche Denkmäler in den Museen infolge der zahlreichen schädlichen Einflüsse, die noch lange nicht ganz behoben wurden, schlechter aufgehoben als an ihrem ursprünglichen Standort. Vor drei Jahren wurde von der österreichischen Zentralkommission in Wien eine Enquete einberufen, die alle Schädlinge namhaft machte, welche den Bestand unserer öffentlichen Sammlungen und unseren öffentlichen Kunstbesitz in Kirchen, Rathäusern usw. bedrohen. Obwohl damals durch Bekennen vieler Unterlassungssünden nur die Krankheiten des Museumsbetriebes diagnostiziert und keine Heilmittel angegeben wurden, empfiehlt der Redner das Protokoll dieser auch von Reichsdeutschen zahlreich besuchten Enquete, das leider nur im Manuskript für die Teilnehmer ausgegeben wurde, der Aufmerksamkeit der Denkmalpfleger. Das Ergebnis der Enquete war die

Einsetzung eines Arbeitsausschusses, der im Verein mit technischen Sachverständigen und erfahrenen Sammlern in acht Unterabteilungen Mittel sucht, den Museumsgefahren zu begegnen. — Brinckmann spricht schließlich den Wunsch aus, daß die Denkmalpfleger den Museumsmännern in ihrer Arbeit beistehen sollen. Und von Bezold knüpft daran die Bitte an die staatlichen Denkmalpfleger, gewisse Restaurationen von Fachmännern in den Museen besorgen zu lassen. Der Vorsitzende teilt mit, daß der Denkmaltag im nächsten Jahre auf dieses Thema zurückkommen werde.

Stadtbaurat Perrey (Mannheim) sprach dann über die mustergültige Restaurierung des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert erbauten schönen Kaufhauses in Mannheim, das jetzt für dauernde Zeiten als Rathaus der Stadt eingerichtet wird. Der erste Vorschlag dieser Umgestaltung stammt von Dr. Otto Eberbach in Mannheim. Perrey hat dann im Auftrage der Stadt mit einem Aufwand von etwa 5 Millionen Mark die Restaurierung energisch und sachverständig nach seinen eigenen Plänen durchgeführt. Die Denkmalpfleger bewunderten diese noch nicht ganz beendete Arbeit, als sie am Nachmittag desselben Tages zugleich mit dem Schloß (Gemächer, Gemäldegalerie, Bibliothek) und der ebenfalls restaurierten alten Jesuitenkirche das Kaufhaus besichtigten, in dessen laubenförmigem Erdgeschoß die Stadt Mannheim sehr rentable Geschäftslokale errichtet hat. Als Kuriosität sei noch erwähnt, daß die Bureaus des Rathauses bis in das letzte Stockwerk des hohen Turmes ausgespart sind.

Danach berichtete Professor Dr. J. Meier aus Braunschweig über „Die Grundrißbildungen der deutschen Städte des Mittelalters in ihrer Bedeutung für Denkmalbeschreibung und Denkmalpflege". Der Redner charakterisiert die Entwicklung der deutschen Städte aus den im zehnten Jahrhundert entstehenden Marktniederlassungen von Kaufleuten und die Gründung der Städte, von denen es urkundlich feststeht, daß sie ohne vorherige Ansiedlung rasch geschah. Von dieser Art unterscheidet Meier fünf Typen, die er an der Hand der Grundrisse bespricht: die Rundform mit Meridian-, mit Rippen- und mit Rechteckteilung, die Rechteckform mit Rechteckteilung und den planlosen Typus. Die planmäßig erbauten deutschen Städte, deren erste, Freiburg, 1120 von einem Zähringer gegründet wurde, lassen immer den Schluß zu, daß sie nicht aus der allmählichen Ansiedlung von Handels-

leuten (Bürgern) entstanden, sondern durch das Machtwort eines geistlichen oder weltlichen Grundherrn, der Dynasten, von denen der kleinste wenigstens ein Städtchen für seine Münze haben wollte. Meier ermahnt, die alten Ortsgrundrisse, die mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurückgehen, zu inventarisieren und auch alle darauf bezüglichen historischen Daten eifrig zu sammeln.

Als Korreferent spricht dann Geheimer Baurat Dr. ing. Stübben aus Berlin, der Meiers Ausführungen mannigfach ergänzt; leider mußte das ohne Lichtbilder geschehen. Stübben beschäftigte sich, ebenso wie Meier, nur im praktischen Sinne, mit den Grundrissen unserer neuzeitlichen Städte, wo das Alte besonders vor dem schrillen Mißklang mancher Neuschöpfungen zu bewahren sei, und widersprach teilweise dem Vortrag Rehorsts, der die Verkehranforderungen doch etwas unterschätze. Interessant ist die Bemerkung Stübbens, daß man im antiken und mittelalterlichen Städtebau einen Fortschritt vom Unregelmäßigen zum Regelmäßigen, im neuzeitlichen dagegen eine Entwicklung im entgegengesetzten Sinne beobachten kann. Die Vorträge der beiden Referenten über das schon öfters auf den Denkmaltagen besprochene Grundrißthema werden in Druck erscheinen, der von Stübben illustriert. Die darauf folgende Diskussion wird besonders durch ein von Gurlitt aufgeworfenes Problem interessant, über das sich einige Teilnehmer unvorbereitet in sehr anregender Weise äußerten: das Übergreifen der reichen Patrizier auf ihnen nicht gehörige Teile des Marktplatzes, eine merkwürdige Erscheinung in mittelalterlichen Städten, für die es eigene Termini gab (der Beischlag, das Plusmachen, die Gesäße). Geheimer Oberbaurat Hofmann aus Darmstadt machte noch einige praktische Vorschläge für Veränderungen des auf das Stadtbild wirkenden Grundrisses und legte den Behörden nahe, sich bei der Festlegung neuer Fluchtlinien an den Architekten und nicht an den Ingenieur zu halten.

Als Vorbereitung für den herrlichen Ausflug nach Wimpfen am Neckar, zu dem im Namen der hessischen Regierung Geheimrat Freiherr von Biegeleben durch freundliche Worte, Professor Rudolf Kautzsch (Darmstadt) durch ein ausgezeichnetes Handbuch einlud, sprach Professor Wickop aus Darmstadt über „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Wimpfen“ und gab einen geschichtlichen Überblick der Entwicklung dieses „hessischen Rothenburgs“, das mit der abwechslungsreichen Fülle seiner Denkmäler

in der lieblichsten Natur alle Denkmalpfleger am Tag darauf entzückte.

Den Schluß der Sitzungen bildete das Referat der beiden Kommissionen für das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler und für die Aufnahmen der kleinen Bürgerhäuser. Professor Dehio aus Straßburg teilte mit, daß das dritte Handbuch zu Ostern 1908 erscheinen wird, und Baurat Professor Stiehl aus Berlin meldete, daß die orientierenden Vorarbeiten der anderen Kommission fast beendet sind.

Am Abend des 20. fand ein gemeinschaftliches Festessen des Denkmaltages und des Bundes Heimatschutz in der Wandelhalle des Rosengartens statt. Am nächsten Tage fuhr ein großer Teil der versammelten Denkmalpfleger mit einem Sonderzug nach Wimpfen, wo sie von den Herren Hofmann, Wickop, Kautzsch, Regierungsbaumeister Zeller und Pfarrer Dr. Weitprecht „im Tal" und „am Berge" sachkundig geführt wurden. Der Stadtpfarrer hatte auch zwei hübsche, auf die Denkmalpflege bezügliche Versstücke geschrieben, von denen das erste beim Empfang am Stadttor, das zweite bei einem solennen Frühstück durch die erwachsene Jugend des Städtchens rührend gemimt wurde. Auf der Rückfahrt wurden die Teilnehmer des Ausfluges im Hof der großen, trefflich erhaltenen Burg Zwingenberg von ihrem Besitzer, dem leider schon todkranken Großherzog, bewirtet.

Dieser letzte schöne Tag hat den guten Eindruck des Mannheimer Kongresses zur dauernden Erinnerung vertieft.

Malvida von Meysenbug.

Von Adolf Prack in Purkersdorf.

Die neue billige Volksausgabe der eine Zeitlang vergriffen gewesenen „Memoiren einer Idealistin", des stärksten Werkes der zu Kassel geborenen und am 26. April 1903 zu Rom verstorbenen kurhessischen Hofmarschallstochter Malvida Freiin von Meysenbug läßt erkennen, daß dieses Buch andauernd begehrt wird, und das erklärt sich, weil die darin vertretenen Ideen und Lebensideale, wenn auch in ruhigerer Fortbildung, noch wirken. Es hat sich inzwischen schon seit der Entstehung der Memoiren und seitdem Schopenhauer auf die Verfasserin zu wirken begann, auch die Philosophie in verschiedenen Wendungen, namentlich mit entschiedener Hinneigung zu den Naturwissenschaften, bewegt, und eine freie Entfaltung der Soziologie[1]) ist nachgefolgt.

Nebenher geht das selten ruhende Geplänkel zwischen den Parteiblättern des Tages, wie zwischen den wissenschaftlichen Werken; es regten sich jüngst die Debatten über die Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten im österreichischen Abgeordnetenhause und die Kämpfe gegen die päpstliche Enzyklika[2]) usw. geben ja Zeugnisse von dem latenten, fortglimmenden Feuer jener schon in der Jugendzeit der Meysenbug aufflammenden Ideen der Freiheit, welche von jeher im dreifachen Farbenspiel: der politischen, der sozialen Richtung und des religiösen Glaubens, stets mit dem Übergewichte Einer Richtung, der Verwirklichung zu

[1]) Vergl. z. B. Gustav Ratzenhofers nachgelassene Soziologie, 1907, Leipzig bei Brockhaus.

[2]) „Pascendi Dominici Gregis".

strebt. Das Andenken an das Leben und Treiben der Idealistin Meysenbug hängt heute auch mit dem Kultus von epochemachenden, in Geschichte, Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Männern und mit ihren Verhältnissen zu denselben so zusammen, daß ihre Memoiren und deren Nachtrag, wie Richard M. Meyer bemerkte, „als wertvolles Dokument einer merkwürdigen Zeit" in der deutschen Literatur gewissermaßen schon das Bürgerrecht erworben haben.

Überblicken wir das Ganze ihrer in einer langen Reihe von Jahren gesammelten Erinnerungen und des im Jahre 1898 dazu gekommenen Nachtrages (Lebensabend einer Idealistin), so hat dazu, daß die Verfasserin schon mit dem Namen einer Idealistin Rücksicht zu beanspruchen scheint, wohl auch das Erkennen der geringen Erfolge beigetragen, welche sie mit ihren, in älteren Jahren zur Ruhe gekommenen Agitationen erreicht hat. Die Ideale hochzuhalten und sich damit zu trösten, daß die Ideen ewig bleiben, hat sie niemals aufgehört.

Bis an ihr Lebensende huldigte sie der Idee der Freiheit in der Anbetung Gottes, bei Hochhaltung der Menschenwürde, in der Politik, in den gesellschaftlichen Institutionen, ja selbst in ihrer ersten und einzigen Liebe. Durch das Studium der Schopenhauerschen Philosophie und Versenkung in die indische Weisheit hat sie ihre Ideen ausgebildet und mit dem Begehren nach sozialen Fortschritten und dem Wirken für die sogenannte Emanzipation der Frauen verbunden.

Die platonischen Ideen des Guten, Schönen und Wahren gehören also nicht zu jenen, die mit dem Zeitalter kommen und vergehen; sie möchten aber durch neue oder verbesserte Mittel immer wieder realisiert werden. Weil nun bei Entwicklung des vergänglichen Individuums jeweilig auch immer Befähigung, Charakter und Fortbildung in Schule und Gesellschaft maßgebend sind, so fragen wir, was davon und was von der Denkart und Führung der Verfasserin aus den Memoiren zu entnehmen ist.

Da leuchtet denn bald jenes glühende Verlangen hervor, jene Forderung auf Anerkennung der höchsten Freiheit des Individuums zur Geltendmachung des Selbstdenkens und der Selbstbestimmung. Dieses Verlangen fand sich zusammen mit dem Zuge einer idealen Liebe, die unter grenzenlosem Vertrauen im Geliebten

aufgeht, dann nach Entstehen und Dauer echter Freundschaften der Adoptivtochter Olga sich zuwendete.

Die Memoiren verschaffen uns Einblick in ein sehr starkes Gefühlsleben, das die Schöpfungen großer Kunst in Musik, Malerei und Poesie mit Ausbrüchen hoher Begeisterung und bewundernden Entzückens begleitet. Man mag annehmen, daß den gewonnenen Eindrücken die schriftliche Fixierung rasch nachfolgte; denn sie sind nicht nur mit lebendiger Anschauung, sondern in dichterischer Sprache wiedergegeben; — die hochgestimmte Rede wiederholt sich immer, und das Entzücken wird selbst in die indische Weisheit hineingetragen.

Unter den Charakterzügen der Idealistin ist vor allem eine aus tiefem Mitleid und Erbarmen mit den Leiden und Notlagen anderer hervorgehende, durch Hilfe und Wohltaten bewährte Nächstenliebe zu erkennen. Den ihr besonders teuer Gewordenen bringt sie jedes Opfer; ja sogar bei einem, der es wenig verdiente, aber ihr sympathisch war (Felice Orsini), bejammert sie den Tod des Verbrechers. Mitleid, wahre Teilnahme, das Bedauern, nicht überall helfen zu können, war sicher auch ein Antrieb für sie, die Frage der Erweiterung der Frauenrechte theoretisch und prinzipiell anzufassen.

Sie hatte es erfahren, mit welchen Schwierigkeiten ein alleinstehendes, vermögensloses Fräulein zu ringen hat, wenn sie aus besseren Familienverhältnissen und einem sorgenlosen Leben sich losreißend, nur auf sich selbst angewiesen ist. Da durch ihres Vaters Tod das Einkommen für seine Witwe und die unversorgten Kinder stark zusammengeschmolzen war, faßte sie bereits den Gedanken einer mehr allgemeinen, ökonomischen Unabhängigkeit der Frauen, durch ihre Selbsterhaltung aus eigenen Anstrengungen.

Indessen mußte sie durch Unterrichtgeben, wahrscheinlich in der Sprachlehre und in den Anfängen der Musik, ihre Existenzfrage erledigen. Zunächst traf also die Frauenfrage die Idealistin selber, nicht auf der Bahn schriftstellerischen und hochgeschulten Wetteifers, sondern in den engen Gassen des täglichen Broterwerbes. Früher hatte sie freilich in hoher Theorie statuiert: „Das Recht der Individualität an alles, um alles zu werden, erlaubt, jede Autorität zu brechen, um dieses Recht zu erobern."

Wäre das nicht das Recht für jedes Individuum zu einer stabilen und kontinuierlichen Revolution vor und in der Frauen-

frage? — Allerdings hat im Jahre 1881[3]) die alte Baronesse zu ihrer Absicht, das Streben der Frauen um Erweiterung ihrer Rechte zu befürworten, folgende höchst bedeutende Einschränkung nachgetragen: „Doch wird die Art der Teilnahme am öffentlichen Leben immer nur Ausnahmen vorbehalten bleiben; aber die Freiheit muß da sein, sie auszuüben, wenn die Befähigung dazu treibt."

Die Idealistin war schon viel früher zu gemäßigteren politischen Ansichten über die seit dem Jahre 1848 in Staatsverfassung, Verwaltung, Justiz, im Unterrichts-, Arbeiter- und Sanitätswesen stark reformierten Einrichtungen und Anstalten gelangt. Gegen den Schluß ihrer Memoiren führt sie an (III., 295):

„Je mehr mir die Hoffnung schwand, als Mitglied der Partei, welcher ich bis dahin[4]) angehört hatte, etwas erreichen zu können, je mehr mir überhaupt die Hoffnung schwand, daß diese Partei überhaupt noch eine fernere Aufgabe habe, desto inniger faßte ich meine Einzelaufgabe ins Auge, die zugleich mein Herz befriedigte."

Schon in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in London hatte sie durch Briefe von Karl Schurz aus Amerika, deren Inhalt die Memoiren bringen, dann durch Alexander Herzen und sein Buch erfahren, wie die in Amerika fortwährenden, auf Leben und Tod gehenden Parteikämpfe — wie die blutigen Gräuel der Junitage 1848 und die zerstörenden Wirkungen der französischen Revolution — mit der absoluten Volksherrschaft und eigentlich auch mit der Anerkennung der schrankenlosen Freiheit des Individuums zusammenhängen; sie hatte in White Chapel nächst London in das Massenelend, die Verbrechen und die scheußlichen Laster der untersten Volksklassen tiefere Blicke geworfen, so daß schon ihr Glaube an eine Besserung der Menschheit zu wanken begann.

Deswegen war ihr die „politische Revolution gleichgültig geworden" (I., 364), und im Jahre 1875 verkündet sie am Schlusse der Vorrede zur ersten Auflage ihres Memoirenwerkes: „Die Zeit der politischen Revolution ist vorbei." Die Herausgabe der drei Teile umfassenden Memoiren wird vorzüglich „zum Weiheakt dankender Erinnerung" an die politischen Flüchtlinge des Jahres

---

[3]) Vorrede zur dritten Auflage ihrer Memoiren vom Dezember 1881.

[4]) Das ist: „bis zur Erreichung des Zieles, das sie nun gefunden hatte, sich in das Leben und in ihre individuellen Pflichten zu vertiefen".

1848: „weil diese die Pioniere ihrer damals noch nicht reifen Ideen waren; sie gingen aber (bekennt die Meysenbug) weit über die Grenzen hinaus, welche die Beschränktheit historischer Entwicklung der Verwirklichung großer Ideen steckt[5]); sie hatten auch die rechten Mittel dazu noch nicht gefunden.“

Den ersten Keim zu ihren Freiheitsideen treffen wir schon im religiösen Nachsinnen während früher Jugendjahre. Schon in der Schul- und Lernzeit stiegen ihr die stärksten Zweifel auf, ob denn wirklich dem Menschen ein Urverschulden aus der Erbsünde anhafte, das nur durch eine Erlösung aus göttlicher Gnade getilgt werden könne. Der unselige Zwiespalt über die Freiheit des menschlichen Willens und dessen nach christlicher Lehre vorhandenen ewigen Gebundenseins durch göttliche Vorherbestimmung wurde für sie erst dann gelöst, als sie sich in Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“ vertieft hatte.

Schopenhauer ist in der Lehre von der Willensfreiheit mit Kant einverstanden (III., 293). „Sie lernte dadurch erst Kant verstehen.“

Was sagt aber Kant?

Wer es erst erfahren will, darf es in den drei Teilen der Memoiren nicht suchen.

Mit einfachen Worten gesagt, geht Kants Erklärung dahin: Das Wesen der Willensfreiheit liegt in dem unzeitlich und unerinnerlich sich entwickelnden (unveränderlich gewordenen) Charakter, für welchen ein jeder die eigentliche Verantwortung zu tragen hat — nicht aber ist dieses Wesen bei jeder einzelnen Handlung zu suchen, welche immer nach äußeren und inneren, weit zurück sich verkettenden Ursachen geschieht. — —

Im „Lebensabend“ findet die Idealistin die Willensfreiheit in der zeitlich erworbenen Beherrschung des Willens und sagt:

„Wenn der Wille im Sinne Schopenhauers als ungestümer Drang zum Dasein und nimmer zu befriedigendem Streben nach Genuß durch das Läuterungsfeuer der Erkenntnis durchgegangen und nun, sich selbst beherrschend, erlöster Wille geworden ist, welcher, aus Mitleid entsagend, die höchsten Seelenfreuden opfern und über dem Schmerz mit vollem Bewußtsein von dessen Be-

---

[5]) Man hat die Stilisierung der Meysenbug als bisweilen absonderlich bezeichnet. Auffallend ist ihre übermäßige Anwendung des Superlativs, so daß es das Edelste, Herrlichste, Scheußlichste usw. nur regnet.

deutung und dem Unersetzlichen, was verloren geht, stehen kann — dann ist der Widerspruch zwischen der christlichen und der naturalistischen Anschauung von der Freiheit oder Gebundenheit des Willens gelöst; denn dann hat sich der gebundene Wille zur Freiheit der Selbstbestimmung erhoben; dann ist der Mensch wirklich frei."

Die Bedingung des: „Wenn" fällt ebenfalls unter die Kette der äußeren und inneren Ursachen, nach welcher die Selbstbeherrschung eine unbedingte Stärke erhalten soll. Es liegt also obiger Auseinandersetzung die Kantsche Lösung der Willensfreiheit zu Grunde.

Die Behauptung der äußeren Freiheit des Individuums mußte gleich zum Nachdenken über die innere (die Willensfreiheit) führen. Obschon diese in untrennbarem Zusammenhange mit der ganzen Philosophie ist, so drängte es doch die Idealistin, sobald als möglich Belehrung darüber zu erhalten, wie ihre Ideen und die Resultate ihres Nachdenkens zum Ganzen einer Weltanschauung sich verhalten und wie ihre Überzeugungen sich hineinfügen möchten.

Der erste große Helfer und Lehrer für sie war ein vom Studium der evangelischen Theologie abgefallener Kandidat, Sohn ihres früheren Religionslehrers. In den Memoiren wird er immer nur Theodor genannt und als Freiheitsheld vom reinsten Wasser vorgeführt. Durch seine schöne Erscheinung, noch mehr durch seine geistigen Gaben befestigte er nicht nur ihre Freiheitsüberzeugungen, sondern er beeinflußte auch ihren Gottesglauben und bewirkte eine solche Steigerung ihres schon exaltierten Freigeistes, daß der Lauf ihres Lebens ohne seinen Einfluß sicher ein anderer geworden wäre. Theodor spricht schon in seinem ersten Briefe an sie von der großen, freien Liebe, die sie ihm geschenkt hat, und als er dieses Geschenkes bei der nächsten persönlichen Zusammenkunft Erwähnung tat, bestätigte sie: „Ja, nie mag ein Glück uns teuer und heilig sein, das nicht verträglich ist mit der Freiheit."

Sein Beispiel, das er mit einem Buche gab, in dem er sich öffentlich vom Christentum lossagt und Christum für einen Menschen, Reformator und Revolutionär dargestellt hatte, riß sie dermaßen hin, daß sie ihre früheren inneren Kämpfe „als legitime Auflehnung gegen die starre Orthodoxie ansah und den Kampf der Freiheit gegen die Autorität und die ungerechte Welt, mit ihren

Vorurteilen begann". Es dauerte nicht lange, so zeigte sich, daß Theodor die freie Liebe nicht im ethischen Sinne, sondern umgekehrt verstand, wie sie heute alle Welt versteht.

Malvidens „grenzenloses Vertrauen" auf den Geliebten erfuhr durch die Nachricht, daß er mit einer verheirateten Frau eine noch freiere Liebe vollständig konsumiere und als ein vorübergehendes Verhältnis entschuldigen wollte, eine so tiefschmerzliche Kränkung, daß damit ein Schatten auf ihr ganzes Leben fiel.[6])

Im März 1848 war die Revolution in den deutschen Reichen und in Österreich ausgebrochen. Die Idealistin mengte sich in Frankfurt unter die Volkshaufen, mit denen sie Hecker, Struve und Karl Blum reden hörte; sie wohnte auch in Berlin den Kammerverhandlungen bei, in denen die Abschaffung des Adels und der Todesstrafe beschlossen wurde; sie ließ sich in die Kommission zur Gründung einer konfessionslosen Gemeindeschule wählen, wollte ganz Deutschland mit einem Netze von Frauenverbindungen überziehen, um für die Emanzipation der Frauen zu wirken. Nach ihrer eigenen Angabe war sie mit Revolutionären und politischen Flüchtlingen mehrerer Länder, wie mit Julius Fröbel[7]), Karl Schurz u. a. in Briefwechsel.

Theodor hatte als Redakteur eines demokratischen Blattes zu einer Zeit, als die Revolution schon im Niedergange war, nochmals zum bewaffneten Widerstande gegen die Regierung aufgefordert; er wurde verhaftet, und das Urteil über ihn lautete auf das Verbrechen des Hochverrates und eine dreijährige Festungshaft. Zwar wurde ihm nach Verbüßung der halben Strafzeit die andere Hälfte in Gnaden erlassen; allein seine Gesundheit zeigte

[6]) Im II. Teile der Memoiren S. 316 sagt sie: „es sei ihr in der Freundschaft (mit Alexander Herzen) so gegangen, wie einstmals mit ihrer Liebe: sie habe Alles gegeben und erkannte dann mit unmäßigem Schmerz, daß das nicht gegenseitig war; daß im Gegenteile stärkere Bande das Leben beeinflußen und eine andere Richtung geben".

[7]) Der jüngere Julius Fröbel, glaublich ein Neffe des gleichnamigen Älteren, des Erfinders der Kindergärten, machte sich einen Namen als Nationalökonom durch die Werke: System der sozialen Politik, Mannheim 1847 — Wirtschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkte der Aufgabe der Politik 1878, dann durch die Memoiren seines Lebens. Wegen Beteiligung an der Oktoberrevolution in Wien 1848, mit Karl Blum zum Tode verurteilt, wurde er vom Feldmarschall Fürsten Windischgrätz begnadigt und starb nach seiner Rückkehr aus Amerika in Zürich 1893.

sich so angegriffen, daß er dahin siechte. Dazu kam noch die Kränkung, daß er sich an der Stelle des ersten Lehrers einer höheren Töchterschule, zu deren Verleihung an ihn Malvida ihren ganzen Einfluß aufgebracht hatte, nicht halten konnte, weil man ihm das dazu erforderliche Bürgerrecht wegen seiner Vorbestrafung verweigerte. Er starb im Alter von 30 Jahren.

Während der Dauer seiner Krankheit bewies Malvida noch die ganze Tiefe und Treue einer schwesterlichen Liebe durch aufopfernde Pflege des Dahinsterbenden. Sie kommt in ihren Memoiren noch öfter auf die einzige Liebe ihres Lebens zurück und findet unentwegt die Sanktion ihrer Liebe durch die Freiheitsidee; denn sie sagt: „Der Gedanke an die geringste Verpflichtung, an das mindeste äußere Band bei einer Neigung, die auf allem, was schön und heilig ist, beruht, war mir zuwider."

Liebe und Freiheit waren eins bei ihr (I., 199).

Mit dieser Stelle und mit ähnlichen möchte uns die Idealistin einreden, daß, weil ihr nur die Liebe heilig war, nicht aber deren öffentliche und feierliche Sanktion, ihr Liebesbund auch der Ehe gar nicht bedurfte. Sie will das später nochmals dadurch unterstützen, daß sie die üblen Folgen einer ohne Neigung geschlossenen Ehe nach allen Seiten beleuchtet und versteigt sich dabei soweit, daß sie solche Ehen ohne weiteres für Prostitution erklärt. Wird durch ihre subjektive Entbehrlichkeit der Ehe die Heiligkeit ihrer Liebe, wenn man sie nicht sonst glaubte[8]), für jedermann bewiesen? und warum soll der Fall ihres betrogenen, grenzenlosen Vertrauens eine unbedingte Norm für alle gleichen oder ähnlichen Fälle abgeben, da sie selber doch geneigt war, dem Geliebten zu verzeihen und ihn auch geheiratet haben würde, wenn nur er gewollt hätte?[9]) Aber die Idealistin wird in ihrer Konsequenz mit der freien Liebe theoretisch noch gefährlicher (Lebensabend S. 245). Sie beteilt (im „Lebensabend" S. 245) mit dem Vorwurfe der Prostitution auch jene Frauen, welche ihre Ehe zwar mit voller Neigung eingingen, diese aber dann verloren und doch die Ehe fortgesetzt haben.

---

[8]) In ihrem Roman: „Himmlische und irdische Liebe", schildert die Idealistin auch die Gefühle der letzteren zwar sehr dezent, aber sehr lebendig.

[9]) Man sehe aus ihrer Erzählung der Lösung des Eheversprechens, das Franz v. Montmorency der Jeanne de Pienne gab, welche Heiligkeit schon die Eheverlobung für die Idealistin hatte (Individualitäten, S. 103 ff.).

Erfahrung und öffentliche Meinung, in welcher gerade verheiratete Frauen die strengsten Richterinnen sind, haben vielmehr in übereilten Schritten neigungslos gewordener Ehegenossinnen weit mehr Gefahren für ihre Sittlichkeit gefunden. Die Idealistin aber meinte für ihr eingebildetes Ideal eine Autorität in Henrik Ibsens „Nora", mit welcher der Dichter angeblich einen Sturm gegen die sogenannte Ehemoral beabsichtigt hat, gefunden zu haben. Sie hörte das Drama in einem Damenkreise vorlesen.

Die Ehe Noras ist mit gegenseitiger Liebe beider Gatten eingegangen worden. Nach einer gefährlichen Erkrankung des Mannes war ihm ein Aufenthalt im Süden zur Herstellung der Gesundheit ärztlich angeraten. Zur Beschaffung der fehlenden Mittel hat Nora heimlich Geld gegen Wucherzinsen und eine auf dem Schuldschein gefälschte Bürgschaft ausgeliehen; der Gatte aber hat durch die Kur nicht nur seine Gesundheit erlangt, sondern auch den Posten eines Bankdirektors mit großen Revenuen erreicht, so daß das Darlehen samt allen Zinsen leicht gezahlt werden kann. Allein der in derselben Bank bedienstete Gläubiger, dem die Entlassung bereits von Noras Gatten angekündigt ist, droht ihr mit der Entdeckung der Fälschung, wenn sie ihren Mann nicht dahin bringt, die schon verlautbarte Entlassung rückgängig zu machen. Sie tut nichts dafür; aber ihr Gatte, der durch einen Brief von ihrem Fehltritte Kenntnis erlangt, macht ihr in der Aufregung so starke Vorwürfe und droht, die Erziehung der Kinder ihr zu entziehen, daß sie an seiner wahren Liebe, die sie eine Puppenliebe nennt, verzweifelt und die eigene Zuneigung verliert. Obwohl inzwischen alle Gefahr von Schande und Schaden beseitigt worden, bleibt sie starr dabei, daß sie ein weiteres Zusammenleben in einer Ehe ohne Liebe für das Wunderbarste ansehen würde und verläßt mit Verzicht auf jede Substentation Mann und Kinder. Der Zurückgebliebene, der ihre rasche Entfernung nicht sogleich bemerkte und durch das Zuschlagen der Haustür darauf kommt, scheint geneigt, die letzten Worte der Frau auf einen Paroxismus zurückzuführen, denn bei seiner Schlußfrage: „Das Wunderbarste??" merkt der Dichter an: „Eine Hoffnung schießt in ihm auf." Für diesen Fernblick wurde aber eine Fortsetzung des Dramas nicht mehr als dankbar gefunden.

Fischarts mittelalterliches „Ehezuchtbüchlein", trotz seines meersalzigen Geschmackes, hat eine natürlichere und versöhnlichere

Anschauung von der ehelichen Pflicht, die mehr gegen die Verbreitung der Prostitution wirkt, als daß man mit dieser sie wegen verkühlter geschlechtlicher Zuneigung auf eine Linie stellen dürfte, was überhaupt für die Gesellschaft anstößig bleibt. Dieser allgemeine Angriff auf die Ehe würde in jeder größeren öffentlichen Versammlung zurückgewiesen. In der Bedeutung: „Öffentliche Preisgebung der Ehre von zwei Personen" ist der Vorwurf in Einzelfällen kaum anders als sträflich.

Die Meysenbug hat sich mit Feuerbachs „Wesen des Christentums" bekannt gemacht. Was darin am Schlusse des 18. Kapitels gegen die vom Christentume ausgesprochene Heiligkeit der Ehe vorkommt, stimmt freilich sehr wohl mit der herabsetzenden Geringschätzung der Ehe durch die Memoirenschreiberin überein. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Sie sah ja auch den ganzen Priesterstand für entbehrlich an; hatte ausdrücklich erklärt, sie gehöre keiner orthodoxen Kirche mehr an; sie wolle auch bei ihrem Begräbnisse keine priesterliche Einsegnung, obwohl sie in der protestantischen Konfession erzogen worden war.

Das religionsphilosophische Glaubensbekenntnis der Idealistin wird zugleich mit ihrem Lebenslaufe in einzelnen, durch den ganzen Inhalt der Memoiren zerstreuten Fundamentalsätzen, entwickelt. Zusammenfassungen derselben finden sich in den Kapiteln 4 und 8 des III. Teiles eingewoben. Bleibt aber jemandem über die Vollständigkeit oder sonst ein Zweifel, so hätte die Idealistin die bequeme Entschuldigung, daß sie auf die Schopenhauersche Philosophie und die indischen Vedas wiederholt hingewiesen hat.

Wir versuchen es, eine aus der Zusammenreihung der Sätze gewonnene Essenz zu bringen.

„Die Idealistin hat die Überzeugung von der Einheit alles Seins und ihres Innern aus äußerer Anschauung (Intuition der Natur in allen drei Reichen)" — also nicht durch Experimente und wissenschaftliche Forschung.

„Das ewige Eine, das schaffende Prinzip kann nur der Geist sein, von dem unsere Seele ein vereinzelter Strahl ist" (I., 137). — „Das eigentliche Wesen unseres (des subjektiven) Geistes ist der universelle Geist" (I., 173). „In der Einsicht unserer Beschränkung, die es uns unmöglich macht, das Absolute zu erkennen, liegt die einzige Ruhe, zu der wir gelangen können" („Lebensabend" der Idealistin S. 204). — „Der Geist beseelt

und verklärt den Stoff" (I., 177). „Er ist das innerlich im Menschen Wirkende — er fühlt sich als schaffend, lebendig und ewig" (III., 4. Kapitel). „Wir sind aus einer unerkennbaren Einheit in die Individuation herausgerissen" (III., 164, Präexistenz). „Die Einheit in einem Unbekannten ist das Kantsche Wesen an sich." — „Die Sinne sind nicht Feinde des Geistes, vielmehr seine Instrumente" (I., 116).

„Die Materie erklärt nur die Mechanik des Geistes, ist nur die Manifestation der Erscheinungswelt; sie ist unbewußterweise unsterblich (durch Fortleben in den Nachkommen). — „Der gebundene Gott in uns muß sich aus den Schranken der Individuation befreien, in die ihn der ungestüme Drang zum Leben gebracht hat (III., 284). „Das Geheimniß des Lebens ist, daß wir uns selbst erlösen müssen aus der Unruhe des Vergänglichen und versenken in das Reich der Ideen, in das Unvergängliche. Die Erlösung aus dieser Unruhe ist die Erhöhung unserer selbst zu unserer wahren Würde und unserem wahren Ich, das sich Eins fühlt mit allem Göttlichen, Erhabenen und Schönen" (III., 5. und 6. Kapitel).[10])

Aus der Geschichte der Religionen kann man erfahren, daß mit Ausnahme des Christentums alle einen nationalen, den Völkern, denen sie verkündet wurden, angepaßten Charakter erhalten haben. Der Buddhismus, obwohl nicht aus dem unbewußten Volksempfinden hervorgegangen, sondern von Buddha gestiftet, trägt nichts destoweniger das Gepräge des Volkes, aus dem er entsprungen und für dessen Sitten und Gewohnheiten er berechnet ist, ebenso wie die Religion des Brahma in Indien. Einen von der Materie verschiedenen, idealen Gott kennt der Buddhismus nicht, sondern nur unselbständige, ärmliche Götterexistenzen.[11]) Die von Schopenhauer verkündeten Grundsätze: der Verneinung des Willens zum Leben, welches nur Leiden ist, von dem der Tod erlöset, samt ihren Konsequenzen, sind sozusagen die Wurzeln der buddhistischen Glaubenslehre. Diese hat sich auch in Indien erhalten, nur daß dort die auf das innerpolitische Leben sich nicht

[10]) Im ganzen finden sich diese Fundamentalsätze auch in Hegels mystischen Pantheismus, vergl. Jugendgeschichte Hegels in Diltheys Abhandlung der Berliner wissenschaftlichen Akademie, 1905, S. 152.

[11]) Vergl. Kritische Worte über den Buddhismus von Max Freiherrn von Wimpffen. Wien. Konegen, 1891.

ausdehnende Herrschaft der Brahmanenpriester in anderen Dogmen Modifikationen mit sich führte und das Kastenwesen wie auch die Bettelmönche beibehalten wurden.

Eine mit erweiterten Kenntnissen bereicherte umfangreiche Literatur über die Glaubens- und Sittenlehren und das Gemeindewesen im Buddhismus, ist der Philosophie Schopenhauers, der schon im Jahre 1860 starb, größtenteils nachgefolgt. Wohl zu beachten ist jedoch, daß das bedeutende Dogma der Seelenwanderung, welche als zeitliche Strafe nach dem Tode für die in diesem Leben begangenen Sünden ein Schrecken für die Bekenner des Buddhismus ist, auf Schopenhauer und seine Schülerin Meysenbug gar keinen Einfluß geübt hat.

Beide waren überzeugt, daß sie „das Wesen an sich" erkannt und gefunden haben, und zwar Schopenhauer im Naturwillen, die Meysenbug im Geiste, in welchen unser Partikelchen, die Seele, nach dem Tode des Leibes eingeht.

Die Erhabenheit des Christentums über den Buddhismus liegt in seinem Gebote der Nächstenliebe; das ist auch ein Hauptgrund der Verbreitung der christlichen Religion in allen Weltteilen, während der Buddhismus zwar mehr Bekenner zählt, aber nur in den aneinander liegenden asiatischen Reichen zusammenhält. Die große Friedfertigkeit der Inder und der anderen Buddhisten ist nicht die Frucht einer Nächstenliebe, sondern entstammt dem aus dem Klima schon erklärlichen Bedürfnisse nach Ruhe sowie der aus ihrem Glauben und ihrer Indolenz herausfallenden Lebensmüdigkeit.

Über diesen Hang zum Quietismus und seine Folgen wollte die Meysenbug sich hinwegtäuschen, indem sie vorbringt: „Der Pessimismus der Erkenntnis verhindert die falschen Anschauungen und Schlüsse im Leben — und das optimistische Temperament treibt dessen ungeachtet zu Taten und zur Idealisierung der schlecht erkannten Welt."[12])

„Optimistisches Temperament" ist eine unglückliche in sich zerfallende Komposition von grundverschiedenen Potenzen. Wir haben da auf der einen Seite zwei entgegengesetzte, einander widersprechende Lehren oder Ansichten, von langsam angewachsenem, gefestetem Charakter, nach denen Welt und Menschenkenntnis,

---

[12]) Lebensabend einer Idealistin, S. 50.

überwiegend nach ihren schlechten Eigenschaften (im Pessimismus) oder nach ihren guten (im Optimismus), auch mit wahren Erkenntnissen sich vereint haben. Auf der anderen Seite bleibt oder richtet sich bei jeder dieser Weltanschauungen das entsprechende Temperament als individuelle Disposition zur Entstehung von Gemütsbewegungen, welche wechseln, dauernd sich ändern, von der Erkenntnis schon beherrscht sind oder zu überwinden wären.

Im Temperament an sich liegt keine Erkenntnis.

Zu dem Hauptworte Temperament paßt also das Eigenschaftswort optimistisch durchaus nicht. Die Komposition beider kann nur dem Optimismus gleichgestellt werden, welcher den Pessimismus aufhebt. Ob man eine Aufhebung im logisch-kontradiktorischen Sinne annimmt oder ob man meint, der Pessimismus solle allmählich oder gradmäßig abgeschwächt werden, ist gleichgültig; daß durch einzelne plötzliche Handlungen eine Weltanschauung nicht umgeworfen wird, ist selbstverständlich.

Die Meysenbug hat ihren Idealismus, über ihre trüben und traurigen Erfahrungen und Weltkenntnisse hinwegsetzend, gerettet; sie erhielt ihren Glauben an den Fortschritt der Menschheit und ihre Hoffnung auf eine allmähliche Besserung; daher ist sie im Grunde ihrer Seele doch Optimistin, und das zeigt uns um so mehr das Verfehlte ihres Unternehmens, einen dem Christentume verwandten Idealismus mit der Lehre des Buddha verschmelzen zu wollen. Darum ist sie aber auch von der Philosophie ihres Mentors, in welchem sie eine unerschütterliche Stütze erhalten zu haben behauptet (III., 297), abgewichen.

Schopenhauer zieht los gegen „die beliebte Theorie des Fortschrittes"; er schmäht ihre Anhänger, indem er sie „Fortschrittsphilister" nennt. Auch teilt er die ideale Auffassung der Geschichte, deren die Meysenbug sich rühmt, durchaus nicht. — Umgekehrt hat sie sich von der Askese schon früh abgewendet III., 284), während Schopenhauer die Askese als das Höchste anpreist.

Daß beide die sinnliche Welt idealistisch als Erscheinung hinnehmen, daß sie in dem eindringenden Erfassen der ewigen Idee durch Intuition, in der Verneinung des Willens zum Leben, in der Unsterblichkeit des willensreinen, über die Erscheinungen hinausgerückten Subjektes und in vielen anderen Punkten ganz übereinstimmen, kann nicht geleugnet werden.

Schopenhauers Pessimismus wird wohl aus seiner Hinneigung zum Buddhismus erklärt, aber diese Hinneigung wieder aus einer gewissen erblichen Belastung. Häufige Angstgefühle vor Raub, Mord, Diebstahl, Vergiftung verfolgten ihn; nebstdem war er von einem Ohrenleiden, andere sagen von einer Leberkrankheit gequält und litt an Dyskolie. Gegen die daraus entstandenen Übel der Menschenverachtung, Menschenflucht und Bärbeißigkeit kontrastieren und brillieren persönliche Vorzüge der Idealistin, wie persönlicher Mut, gefällige Umgangsformen, Nachsicht mit den Fehlern anderer, allgemeine Toleranz, dichterische Phantasie, schwärmerisches Wesen.

So kam es, daß sie gegenüber der Menschenverachtung unfreiwillig ihrem Mentor den stärksten Stoß damit versetzt, daß sie eine neue Religion der menschlichen Würde in Anregung bringt.[13]) Durch vervollkommnete Ausbildung soll dem Menschen das sittliche Wesen immer näher gelegt werden.

Wenn unter Einschränkung des Gottesbegriffes auf Persönlichkeit dem Pessimisten Schopenhauer, der die Einschränkung bei Seite schiebt, der Vorwurf des Atheismus nicht erspart blieb, so scheint er auch die Meysenbug treffen zu müssen, da sie das Opfer der Persönlichkeit als das höchste Ziel des Menschen zur Selbsterlösung ansieht.

Wohl hat Gabriel Monod[14]) in seinem Nachrufe an Malvida von Meysenbug, welcher ihren Memoiren vorangesetzt ist, zu ihrer Verteidigung angeführt: „es habe ein viel zu mystisches und der Ideale bedürftiges Gemüt in der Verfasserin gelebt, als daß sie sich mit einer Verneinung begnügt und ihren Blick nicht über die Welt nach einem höheren Horizont gerichtet hätte".

Auch Josef Mazzini hat ihr brieflich zugestanden: „Sie haben zu viel Poesie in der Seele, um Atheistin, Kommunistin und Feuerbacherianerin zu sein" (III., 138). Nachdem aber die Idealistin endlich in ihrem „Lebensabend" (S. 166) selber klipp und klar damit herausfährt: „Nein, es ist gut, daß es keinen Gott im gewöhnlichen Sinne gibt", so ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß ihr Gott jener universelle Geist ist, welcher die Welt durch-

---

[13]) Lebensabend, S. 291.

[14]) Dem Gabriel Monod, Lehrer an der école des hautes études in Paris und Gatte von Malvidens Ziehtochter Olga hat sie ihr Buch: „Lebensabend einer Idealistin", in unvergänglicher Liebe am 6. März 1898 gewidmet.

dringt und im Wesen von ihr erkennbar nicht zu unterscheiden ist. Da solcher Glaube sich nicht zur Einreihung in das Christentum eignet, so darf man die Meysenbug ebensogut als Heidin bezeichnen, wie man den Dichterphilosophen Goethe einen Heiden heißt, nur daß ihr Spiritualismus von seinem Hylozoismus abweicht.

Vom philosophischen Standpunkte ist die Meysenbug eine Pantheistin. Auf diesem Standpunkte wird die Gleichstellung des Pantheismus mit dem Atheismus (der Gottlosigkeit) bestritten.

Nur auf der Seite ihres tiefen Gemütslebens also kann die innere Echtheit ihres Pantheismus zweifelhaft erscheinen. In den Memoiren lassen sich Belegstellen dafür finden, daß ihr wirklich ein Bedürfnis der Anbetung einwohnte, und sie hat sich wiederholt in inbrünstigen Gebeten zu Gott gewendet, so daß die Vorstellung des höchsten Wesens als eines außer ihr befindlichen notwendig, als eines persönlichen zeitweise möglich war (I., 60). Sie definiert das Gebet als: „die Einkehr aus der Vereinzelung der Individuation heraus ins Bewußtsein der Einheit mit allem, was da ist, niederknien als das Vergängliche und aufstehen als das Unvergängliche" (III., 166).

In diesem Dunkel der Empfindung liegt jener mystische Zug, welchen sie bei der Intuition der Einheit alles Seins verspürte. Wir können aber bemerken, wie sie dabei in Gefühlen herumtappt. Sie erfährt da durch den Freund Alexander Freiherrn von Warsberg, von dem bekannten neueren Mystiker Karl du Prel und daß er eine zweite Seele (auch einen Astralleib) annimmt und findet es mit ihren Ideen und Vorstellungen vereinbar. Bald darauf kommt sie an Warsbergs Sterbebett, sieht ihn sanft verscheiden und merkt im „Lebensabend" an: „sie hatte beinahe das zweifelhafte Gefühl, daß sich das Geistige aus den engen Schranken der Erscheinung befreit und in die neue Heimat zurückkehrt."[15]) Ein zweites Mal findet sie: „daß Beethoven eine neue Religion gründete; denn sie fühlt sich, wenn sie ihn hört, in einer verklärten Welt. Aber das ist zu erhaben für die Masse!" Die Idealistin käme aber nicht bloß mit ihrem oben definierten Gebet in Widerspruch, wenn sich herausstellte, daß sie dabei nur zu sich selber redete oder bloß träumte, sich

---

[15]) Vergl. Karl du Prel monistische Seelenlehre, ein Beitrag zur Lösung des Menschenrätsels. Leipzig 1883. Ernst Günthers Verlag, Absätze V, XIII, XIV.

in das All aufzulösen, sondern auch mit ihrem Axiom: „daß Gott sich selbst gegenständlich werden mußte“[16]), weil das nicht im Subjekte sein muß, sondern auf die Urvorstellung vom höchsten Wesen und den Glauben zurückgeht, welche Gott außer das Subjekt stellen.

Einmal erklärt sie ihre ekstatischen Gefühle für Religion, ein andermal merkt sie wieder, daß sie damit der Religion doch nicht auf den Grund gekommen ist und schreibt (S. 165): „Religion, ob sie ein angeborenes Empfinden oder ein historisch entwickeltes Produkt des menschlichen Organismus ist, sie ist ein Etwas, was uns erst zu Menschen macht und seine Erklärung nicht im chemischen Laboratorium findet. Ist es absolut ein Produkt des historisch entwickelten Menschengeistes, so wird unsere Aussicht grenzenlos, denn dann sind wir fähig, also verpflichtet, uns zu vergöttern.“

Unter solchem Spintisieren war nicht weiter zu kommen, als das religiöse Gefühl und das Gefühl des Idealen für ein und dasselbe hinzustellen.[17]) Gabriel Monod macht geltend: „sie habe wohl auch für die Materie des Kosmos und das sichtbare Weltall eine Würde in Anspruch genommen, welche ihnen die traditionelle Glaubenslehre versagt“.[18]) Das war aber nur deswegen, weil Kosmos und sichtbare Welt ihr als Hülle und äußere Offenbarung des allein wirklich lebenden und ewigen Geistes vor Augen traten.

Wäre die Meysenbug über den Schopenhauer hinaus mehr in die deutsche Philosophie eingedrungen (was bisher auch der Ellen Key fehlt), hätte sie sich insbesondere mit Herrmann Lotze, mit Gustav Theodor Fechner, Wilhelm Wundt und mit den Neukantianern u. a. bekannt gemacht, so würde auch sie wahrscheinlich eine andere philosophische Richtung genommen haben.

Wie uns Gabriel Monod[19]), erzählt, hielt sie so fest an ihrer Gottesvorstellung, daß sie auch in einer Art religiöser Ekstase und doch sanft verschieden ist.

---

[16]) Lebensabend, S. 26, 165.

[17]) Vergl. Lebensabend, S. 248, 249.

[18]) Dafür sprechen im Lebensabend die Stellen auf S. 15 und 70.

[19]) Im Vorwort zu ihrem Roman: „Himmlische und irdische Liebe“.

„Und durch die Seele zogen Geisterschaaren,
Erhabener Gedanken sel'ge Chöre
In Hymnen kündend einen neuen Tag"

dichtete sie vorahnend am Bergstrom der Piave.

Der außerordentlichen religiösen Toleranz, welche in ihrem humanen Charakter wurzelte und die sie gegen Andersdenkende beibehielt, bedurfte sie freilich auch selber.

Diese Toleranz zeigt sich in ihrer Freundschaft mit der streng katholischen Fürstin Karoline Wittgenstein, der großen Liebe des Abbes Franz Liszt, denn die Freundschaft blieb aufrecht, wiewohl die beiden Versuche der Fürstin, „dieser stolzen Seele" — zur Bekehrung der Idealistin zum katholischen Glauben, ganz vergeblich waren.

Noch größere Toleranz bewies sie gegenüber ihrem jüngeren Freunde: Friedrich Nietzsche.

Einen stärkeren Gegensatz, als wie er der Denkungsweise dieser beiden zu Grunde lag, läßt sich wohl nicht wiederfinden. Auf der einen Seite die charakterfeste, treue, aufopfernde Freundin, auf der anderen Seite der so oft von einer Position in die konträre überspringende Nietzsche, der selbst den von ihm über Alles erhobenen Freund Richard Wagner und den als philosophischen Erzieher gepriesenen Arthur Schopenhauer in seine große „Umwertung aller Werte" einbezog, in dem er beide angriff und verkleinerte. Nietzsche, der Vertreter des unbedingten Individualismus, sah in Mitleid und Nächstenliebe nur Mangel an Selbstgefühl[20]), etwas Verächtliches. — „Der von Plato ausgehende, sich durch die ganze Philosophie bis Hegel fortspinnende Idealismus ist für ihn nur Schwindel."[21]) — „Der Egoismus gehört nach ihm zu einer vornehmen Seele."[22]) — „Von Überzeugungen, die in der Meysenbug aus Eisen geschmiedet waren, sagt er, sie sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen."[23])

Trotzdem erkannte Nietzsche, daß er mit der ihm an Jahren überlegenen Freundin Meysenbug das gleiche Schicksal mit Verfolgung und Anfeindung teile; er sah in ihr gleichen Mut und kräftige Freundesliebe, tiefe, treue Gesinnung, die ihn trösten und

---

[20]) Götzendämmerung, S. 107.

[21]) Ebenda, S. 132.

[22]) Jenseits von Gut und Böse, S. 241.

[23]) Menschliches und allzumenschliches I, S. 483.

aufrichten konnte; er erkannte, daß ihre allezeit hilfsbereite Liebe ihm fehle; — sie aber sah zuerst in ihm den hochbegabten, jungen Professor, einen Verehrer aller Künste, insbesondere der Musik, einen radikalen Denker von kolossalem Wissen, einen Stilisten comme il faut, sodann nach persönlicher Bekanntschaft einen feinfühlenden, liebenswürdigen Gesellschafter, der keinen politischen oder sozialen Ehrgeiz hatte, sich aber auch die Freiheit nahm, alles herauszusagen, was er dachte. Sein Buch: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", in dem erschlossen wird, wie das Wesen der Welt an sich, das dionysische, dessen Ursprache die Musik ist, in apollinischer Erscheinung die griechische Tragödie hervorbrachte, erwarb dem Verfasser ihre und Wagners volle Freundschaft.[24])

Nietzsches Korrespondenz mit der Idealistin knüpfte sich an die persönliche Bekanntschaft beider.

Infolge seines zunehmenden, mit geistigen Krisen durchwachsenen Leidens kam sie nach Sorrent und pflegte ihn durch sieben Monate wie eine Schwester.

Seine veränderte Richtung als Schriftsteller hielt sie eine Zeitlang für eine Phase höherer Entwicklung. Als er aber „den Fall Wagner" veröffentlichte und aus seinen Briefen das Aufsteigen des Wahnsinns zu ersehen war, gab sie ihn geistig auf. An ihren Überzeugungen hat Nietzsche nichts geändert, ist vielmehr von ihr mit seinen abfälligen Äußerungen über die Frauen korrigiert worden.

Wir haben noch die bildende Einwirkung anderer starker Geister auf das Eigenwesen der Idealistin zu berücksichtigen.

Malvida von Meysenbug ist im Jahre 1852, nach einer bei ihr vorgenommenen Beschlagnahme von Briefen und Schriften und nach einem peinlichen Verhöre durch den Untersuchungsrichter einer Verhaftung wegen revolutionärer Umtriebe zuvorgekommen.

Außer den Agitationen, von denen wir bereits erwähnten, hatte sie ihre Korrespondenz mit mehreren Revolutionsmännern fortgesetzt. Nach ihrer Flucht aus Deutschland lebte sie in England, machte Reisen nach Frankreich und Italien, war vom Jahre 1861 bis 1864 in Rom, dann bis zum Jahre 1873 in Florenz, vom Jahre 1874 bis zu ihrem Tode wieder in Rom.

[24]) Obige Daten sind aus dem Buche der Meysenbug, Individualitäten, Berlin und Leipzig 1901, bei Schuster und Löffler gezogen.

In ihren Denkwürdigkeiten und dem dazu erschienenen Nachtrag „Lebensabend“ lieferte sie uns Porträts mit plastischer Rundung von ihren Freunden Richard Wagner, Alexander Herzen, Josef Mazzini, Gottfried und Johanna Kinkel; dann Skizzen von Ludwig Kossuth, Josef Garibaldi, Louis Blanc und Napoleon III. Man trifft in den Memoiren außerdem auf den Ungarn Franz Pulsky, auf die Italiener Aurelio Saffi und Felix Orsini, auf die Franzosen Ledru-Rollin, Ernst Renan und Josef Domangé, auf die Deutschen Karl Schurz, Ferdinand Freiligrath, den Dichter, auf den Historiker Ferdinand Gregorovius, auf den Maler Lenbach, von welchem ihr Porträt in einem Lichtdruck nach dem Originale dem „Lebensabend“ beigegeben ist, auf den Grafen Schack, auf Ibsen u. a. In den Porträts ist eine idealisierende Lichtstimmung nicht zu verkennen.

Durch Kinkel wurde sie in London mit dem russischen Publizisten Alexander Herzen, dessen Buch „Vom anderen Ufer“ schon in Hamburg einen großen Eindruck in ihr zurückgelassen hatte, bekannt gemacht.

Um die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen, zog sie nach eigenem Anerbieten später in dessen Haus und fand bei Herzens jüngster Tochter Olga eine so anhängliche Liebe, daß ihr Herzen später das Kind ganz anvertraute, und die aus seiner Familie freiwillig Austretende erhielt das Mädchen als Adoptivtochter. Auch Herzens Werk über „Rußlands soziale Zustände“ hat die Meysenbug ins Deutsche übersetzt und sie, welche bereits vier Sprachen vollständig beherrschte, erlernte in England noch die russische.

Im Jahre 1905 hat Dr. Hanns Landsberg in Berlin dieses immer noch sehr interessante Buch in den Panverlag aufnehmen lassen und mit einer Einleitung vermehrt, neu herausgegeben. Aus ihr erfahren wir, daß Herzen als natürlicher Sohn des russischen Fürsten Jakowloff am 25. März 1812 zu Moskau geboren, am 21. Jänner 1876 in Paris, fast 59 Jahre alt, gestorben ist. Nachdem er frühzeitig aus dem Unterricht eines alten Jakobiners Freiheitsideen eingesogen, schloß er sich auf der Moskauer Universität revolutionären Tendenzen an und verfolgte dieselben mit solcher Ausdauer, daß er im Jahre 1834 nach Sibirien verbannt, drei Jahre dort zubringen mußte.

Dann wendete er sich zur Literatur, erbte nach dem Tode des Vaters ein bedeutendes Vermögen, verließ im Jahre 1847 freiwillig sein Vaterland und brachte das Jahr 1848 in Paris zu, um von der Revolution eine tiefgehende Enttäuschung und Ernüchterung mitzunehmen. In London, das er nun zu seinem Wohnsitz ausersah, begründete er eine freie russische Druckerei und gab die Zeitschrift „Die Glocke" heraus. Durch ihre Verbreitung in der russischen Propaganda gewann er großen Einfluß auf die Stimmung in Rußland; noch mehr Aufsehen erweckte aber seine Herausgabe der vom Staate so sorgsam behüteten geheimen Memoiren der Kaiserin Katharina II.[25])

Die Meysenbug korrespondierte im Interesse seiner Tendenzen und verfaßte deshalb auch verschiedene Artikel, die in den öffentlichen Blättern erschienen. Herzens Einfluß auf sie erstreckte sich sowohl auf die politische als auf die soziale Richtung, wobei das soziale Element entschieden das stärkere war. Im Jahre 1863 erneuerte sich die polnische Revolution, für welche Herzen nach seinen Grundsätzen eintrat. Dadurch verlor er aber seinen bisherigen Anhang im radikalen Jungrußland, dessen neuer Radikalismus seiner gemäßigten Denkweise widerstrebte; so schwand sein politischer Einfluß dahin.

Nächst Alexander Herzen ist es Josef Mazzini, über welchen die Memoiren der Idealistin und ihr erst im 85. Lebensjahre vollendetes Buch „Individualitäten" die meisten Mitteilungen bringen. Mazzinis religiöses Glaubensbekenntnis, wie es im dritten Teile der Memoiren zusammengedrängt erscheint, stimmt ganz zu dem ihrigen. Hier finden wir die Stärke seines Gottesglaubens, seine Hoffnung auf eine Religion der Zukunft, an einen Bund der Menschheit durch Liebe und Tugend, um vom Dasein des Ideals Zeugnis zu geben, endlich Mazzinis edelschöne Persönlichkeit hervorgehoben. Nach dem Scheitern der italienischen Republik war Mazzini aus Italien nach England zurückgekommen, wo ihn im Jahre 1853 die Meysenbug kennen gelernt hatte. Noch schrieb sie für ihn einen Artikel über eine in Old-Bailey abgehaltene Gerichtsverhandlung, die er in seinem italienischen Blatte veröffentlichte, und wahrscheinlich hat sie in seinem Einverständnisse

---

[25]) Die Erinnerungen von Alex. Herzen sind in zwei starken Bänden 1907, und auch die von ihm veröffentlichten Erinnerungen Katharina II neu von G. Kuntze, Stuttgart, R. Lutz, 1908, herausgegeben.

noch mehrere Artikel verfaßt; denn er hat sie ausdrücklich darum gebeten und ihre Artikel für ein in Deutschland neugegründetes Journal für wichtig gehalten.

Mit der Einigung Italiens zu einem Königreiche war es, wie bekannt, mit dem Einflusse und der Führerschaft Josef Garibaldis und Josef Mazzinis zu Ende.

Beide zogen sich ins Privatleben zurück; da sie aber ihr Leben lang für die Einheit der Nation als Patrioten gewirkt haben, hält man im Vaterlande ihr Andenken in Ehren.

Um noch zu sehen, welche Autorität in jeder Richtung der Genius Richard Wagners für die Idealistin gewesen ist, sind ein paar Stellen in ihren Memoiren (III., 255 und 261) sehr dienlich. Es heißt:

„Wagner sprach in einer Gesellschaft so, daß man eigentlich nur ihn sah und hörte und die anderen darüber völlig vergaß. — — Er redete über die Worte der Eleonora d'Este: ‚Wer ist denn glücklich?' Mein Herz klopfte jedem Worte, das er sagte, Beifall zu" — und es war ihr seltsam, daß nicht alle so fühlten und dachten wie sie. Sie hatte ja sogar die Sprache in seinen Operntextbüchern so ganz wundervoll gefunden. — — „Bei seiner Musik, heißt es ferner, vergißt man, daß sie von einem menschlichen Hirn geschaffen; sie scheint aus dem Wesen der Dinge selbst hervorzugehen, eine Naturnotwendigkeit."

„Wagner", sagte sie endlich, „konnte nun schon in Not und Tod auf sie rechnen; sein Genius war eine der wenigen Leuchten, die ihr überhaupt das Leben noch wert machten."

Wie bei ihrem geliebten Theodor war es hier wieder sehr viel die Sicherheit der Persönlichkeit, welche dem weiblichen Gemüte eine bis zur Anbetung gehende Verehrung einflößten. Nun haben wir aber einen anderen, gleichfalls sehr großen Verehrer von Richard Wagner, Herrn Houston Stewert Chamberlain, der in seiner großen Biographie Wagners uns folgendes anvertraut: „Richard Wagner hat in einem Briefe an Roeckel eingestanden, wie wenig Philosoph er selbst sich fühle, so daß in seinem Wesen nur Bruchstücke davon zur Erscheinung gelangten." „Richard Wagner war von den unfruchtbaren und öden Gedanken Feuerbachs ‚Über Tod und Unsterblichkeit' — bald auf Schopenhauer übergegangen."

Von den ästhetischen Anschauungen, welche Wagner in seinen Schriften: „Die Kunst und die Religion" — „Das Kunstwerk der Zukunft" — „Oper und Drama" — verkündete, war die Meysenbug schon vor ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm ergriffen.

Als dann in einer Gesellschaft auf die plötzlich Eklat machende Philosophie Schopenhauers die Rede kam, gab Wagner, darum befragt, zur Antwort: „Das Endresultat dieser Philosophie sei die Verneinung des Willens zum Lebens."

Bei ihren Zweifeln über die Willensfreiheit traf und packten diese Worte die Idealistin, ohne ihr in dieser Verbindung weiter zu helfen; vielmehr blieb ihr die Äußerung jahrelang unverständlich. Wir schließen daraus, daß sie genugsam durch andere Sorgen und Interessen, wie Kunstliebe, Reisen, Agitationen usw. verhindert war, sich auf philosophische Bücher zu verlegen. Nach Inhalt der Memoiren waren ihr außer Schopenhauers „Welt, als Wille und Vorstellung" nur die Philosophie der Geschichte von Hegel, Fichtes Reden an die deutsche Nation, Feuerbachs „Wesen des Christentums" in den Originalen, dann etwas von den Eleaten bekannt geworden. Kant betreffend, vernehmen wir, daß sie von seinem Phänomenalismus, vom kategorischen Imperativ, vom a priori redet — lauter Schlagworte, aber nichts von seinem Theismus, nichts von der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, nichts von seinen Hauptwerken, den Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft, der Urteilskraft und den anderen Werken.

Als Minghetti Glossen zu Kants Kategorien gab, zeichnet sie dieselben auf, ohne aus eigenem was beizugeben, was sie sonst mit Vorliebe anmerkt. Man darf annehmen, daß das große Gebäude der Kantschen Philosophie von ihr nicht betreten wurde. Aus Gesprächen mit Männern von Geist und Talent mag sie sich zu schnellerem Verständnis oder zur Lösung von Zweifeln auf philosophischem Gebiete manches angeeignet haben.

So erwähnt sie[26]) eines Gespräches mit Heinrich von Stein über Dührings materialistische Wirklichkeitsphilosophie. Stein war Dozent der Philosophie, zu welcher er von der Theologie übergegangen war und wurde von Fräulein von Meysenbug dem

[26]) Lebensabend, S. 146.

Vater Wagner zum Erzieher des Sohnes Siegfried empfohlen. Er trat diese Stelle im Oktober 1879 an, behielt sie aber nur ein Jahr lang, worauf er zum Lehrfache zurückkehrte.

Durch Wagner vom Realismus Dührings abgezogen, schrieb Stein die Prinzipien einer eigenen Weltanschauung nieder, die mit den von der Idealistin schon angeführten harmonierten.

Nachdem aber Stein schon in einem Alter von kaum 30 Jahren gestorben ist, haben Chamberlain und Poske seinen philosophischen Nachlaß herausgegeben.[27])

Nach den fragmentarischen Kenntnissen, welche Malvida von Meysenbug in der Philosophie besaß, durfte ihr Freund Warsberg nach Durchlesen ihres dreibändigen, sonst belobten Romanes „Phädra" schreiben: „Philosophisch erscheinen Sie nicht — auch mit ihrer Politik wären keine Staaten zu regieren."[28]) — Denn sie huldigte ja, wie ihr Freund Mazzini, dem Kosmopolitismus, dachte an einen weltlichen Völkerbund und an den ewigen Frieden.

Nach einem Gespräche mit einem italienischen Staatsmann ruft sie auch aus: „Wie schwer muß es sein, im Staatsleben das einfach Vernünftige durchzusetzen!" Gleich darauf schlägt die Unverbesserliche wieder ihre indischen Bibeln auf und erachtet, daß die politische Weisheit denn doch eine niedrige Wissenschaft sei (!) und die Kolonialpolitik ein Schwindel. Aber warum? Weil Italien diese Politik nicht mit den Mitteln der großen Seemächte fortsetzen konnte.

Nachdem die Idealistin bei der praktischen Ausführung ihrer oft ins Extravagante fallende Ideen eine wesentliche Förderung nirgends erzielen konnte, sieht man, daß sie schließlich in politischer Richtung vom weiteren Streben ganz absteht, in sozialer Richtung nur das Streben nach Emanzipation der Frauen der Nachwelt noch ausdrücklich anempfiehlt, das andere aber der natürlichen Entwicklung überläßt.

In der Frauenfrage bringt sie zur Hebung der weiblichen Erziehung als taugliche Mittel doch wieder eine gute Portion Schwärmerei mit.

Sie verlangt (I., 116) solche Frauen, „die nicht im Salon, in der künstlichen Atmosphäre die Kinder lehren, elegante Memmen

[27]) Im Verlage von Georg Müller, München und Leipzig 1905.

[28]) Lebensabend, S. 300.

zu sein, wie jene sind, die heute als wahre Frauen gelten", sondern solche, die den Körper härten im Kampfe mit Sturm und Wellen, kühn in die Labyrinthe des Gedankens eintreten, dem Tod furchtlos ins Angesicht sehen und ihn verstehend, feiern".

Nachdem also die Idealistin in ihrem Selbstgefühle schon ein hohes Maß für Fähigkeiten, behufs höherer geistiger Ausbildung angelegt hat, will sie noch dazu ein Heldengeschlecht, etwa nach dem Vorbilde altgermanischer Frauen, erneuert haben. Natürlich und selbstverständlich dürfte dabei der bereits errungene Kulturstand nichts einbüßen; er muß vielmehr fortschreitend gesteigert und verfeinert werden.

Wie Nietzsche den Übermenschen züchten wollte, so möchte die Meysenbug Musterweiber, voll Geist, Herz und Kraft, heranziehen.

Trotz aller Irrtümer und Extravaganzen, die ihr selber in der Ausführung ihrer Ideen doch nicht ganz verborgen blieben, wollen wir den humanen Kern ihres Wesens hochzuhalten nicht vergessen.

In dem Lebewohl an die Welt, mit welchem sie ihren „Lebensabend" abschließt, betont sie mit preiswürdiger Bescheidenheit, „daß es beim Menschen doch hauptsächlich auf ein reines, hohes Wollen und das unablässige Bemühen ankommt, es zur Tat werden zu lassen; die Welt möge ihr heiteren Ablaß erteilen für ihr Irren und Fehlen; denn die Welt hat sie in schweren Stunden und Prüfungen ohne Hilfe gelassen; nun kennt sie keine irdischen Rücksichten mehr". Die Memoiren bringen uns noch eine Anzahl herrlicher, großdenkender Männer und Frauen (z. B. Tizian), prachtvolle Naturschilderungen, Gedichte von ungewöhnlicher Tiefe und Schönheit, sie zeigen umfassende Kenntnisse und treffende, feine Urteile über Kunstwerke, liefern Früchte interessanter Unterredungen; sie verkünden endlich die Devise religiöser Toleranz und erheben das Palladium eines Gottesbewußtseins, von dem schon der alte Ovid sagte: „Est Deus in nobis agitante calescimus illo". (Ein Gott ist in uns, wir glühen auf seinen Antrieb.)

Mutterliebe und Richterspruch.

Ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte von **Engelfried Tielemann**, Wien.

Puer ludit.
Judicabit.

Wer die Strömungen, in die das philosophische Denken in unseren Tagen auseinander geht, mit genauerem Blick zu unterscheiden vermag, der wird sagen müssen, daß eine starke Strömung auf eine Verbindung philosophischer Gedanken im Abendland mit religiösen Vorstellungen im Morgenlande ausgeht. Begünstigt wird diese Strömung durch geschichtliche Ereignisse, die die Völker des Ostens den Völkern des Westens näher gebracht haben, als sie früher standen. Sehen wir einmal ganz ab von der Erleichterung und der Beschleunigung des Verkehrs, wie ihn die Dampfer- und Eisenbahnlinien herstellen, so haben die kriegerischen Verwicklungen in den letzten Jahrzehnten, der Krieg der Chinesen und Japaner, ferner der Feldzug vereinigter europäischer Streitkräfte gegen China, endlich besonders der Krieg zwischen Rußland und Japan eine Steigerung der Beziehungen zwischen den Ländern des Aufganges der Sonne und den Ländern ihres Niederganges im Gefolge gehabt.

Auch auf geistigem Gebiete macht sich das bemerkbar. So wird man jetzt im Abendlande bedeutend besser mit dem Schrifttum der Völker des Ostens bekannt, als das früher der Fall war. Da hat aber die Vergleichung des Schrifttums der Völker des Ostens mit dem der Völker des Westens schon manche wertvolle Beziehung gegenseitiger Art aufgedeckt, die aus früherer Zeit stammt.

Wir erinnern dabei nur an den Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte, wie ihn Eduard Grisebach liefert, dadurch, daß er die chinesische Novelle von der treulosen Witwe in der gesamten Literatur der alten Welt, zwar in den verschiedensten Verkleidungen, aber doch immer in derselben Gestalt wiederfindet.

Um eine solche Beziehung zwischen dem Schrifttum des Ostens und dem des Westens soll es sich auch in unserer Untersuchung handeln. Sie knüpft an an die Tatsache einer besonderen Äußerung der Liebe, der Mutterliebe. Wie es scheint, ist diese Art Liebe zu allen Zeiten und unter allen Völkern gleich stark gewesen und ist es noch. Dafür werden wir im Gange unserer Untersuchung Beweise erhalten, die uns fast verblüffen können.

Der große Redner Jesus von Nazareth spricht in seiner gewaltigen Rede am Berge in begeisterten Worten von der Herrlichkeit Salomos.

Von jener Herrlichkeit Salomos ist die Rede sowohl in dem Bericht, den das Evangelium nach Matthäus von der Bergpredigt gibt, als auch in dem Bericht, den das Evangelium nach Lukas uns davon gibt. Der Salomo, der an jenen beiden Stellen ohne weiteren Zusatz genannt wird, das ist der König Salomo.

Der König Salomo steht in der Geschichte des Volkes Israel da als Sinnbild und Verkörperung alles Glanzes, aller Macht und aller Pracht, die das Volk Israel jemals besessen hat.

Das Zeitalter Salomos erscheint uns als das goldene Zeitalter des Volkes Israel.

Jenes Zeitalter erstrahlt um so heller und es leuchtet in um so glänzenderem Lichte, als die spätere armselige Zeit der Verbannung des Volkes Israel und die Zeit nach der Verbannung des jüdischen und des israelitischen Volkes in einer so trüben Luft daliegt.

Die Beschreibung, die die Geschichtsschreiber des Alten Testaments von der Größe und von der Macht des Königs Salomo geben, grenzt an das Fabelhafte. Man hat darum nicht nur die Berichte über den König Salomo, wie die Bücher der Könige und die Bücher der Chronik sie uns geben, für romanhafte Übertreibungen geschichtlicher Tatsachen erklärt. Man ist sogar so weit gegangen, dem König Salomo selber die geschichtliche Wahrheit abzusprechen und den berühmten König in das weite Reich sagenhafter Personen aus dem Altertum zu verweisen.

Das ist aber eine sinnlose Übertreibung, wie eben die Leidenschaft sie eingibt.

Die Tatsache, daß ein Mann wie Jesus von Nazareth von Salomo spricht ganz als von einer Person, die in der Vergangenheit einmal wirklich war, auf Erden wandelte, irdische Luft atmete und nun in der Erinnerung des jüdischen Volkes Leben hatte, soll uns allein schon genügen, den Gedanken an die Ungeschichtlichkeit des Königs Salomo weit von der Hand zu weisen.

Einen besonders großen Teil an der Herrlichkeit Salomos nimmt seine Weisheit ein. Salomos Weisheit ist die Ursache, daß Salomo die Sprüche Salomos, das Hohe Lied Salomos, der Prediger Salomo und die pseudoepigraphischen Psalmen Salomos, beigelegt werden als ihrem Urheber. Salomo ist als Inhaber und Machthaber über alle Weisheit danach in die Literatur der Rabbinen und Araber übergegangen. Dabei ist Salomo in eine Gestalt umgewandelt worden, wie sie zu orientalischen Märchen paßt. So heißt es, Salomo habe seine Weisheit einem geheimnisvollen Ringe zu verdanken gehabt. Der Ring soll für Salomo so eine Art Talisman gewesen sein.

Das Salomonssiegel hat ja bei den Rosenkreuzlern, hat sogar bei den Freimaurern bis in unsere Tage hinein seine Bedeutung behalten.

Andrerseits ist der Name Salomo aus seiner ursprünglichen, also hebräischen Form nur wenig verändert, zum Namen gewählt worden von geistlichen und weltlichen Herrschern, von Bischöfen und Königen. In seiner sinngemäßen Übersetzung, im Deutschen Friedrich, im Dänischen Frederik, ist „Salomo" zu einem ganz besonders beliebten Namen für Regenten geworden. Heißt doch der jetzt regierende König von Dänemark auch Frederik.

Salomo hat ferner einer Gruppe Inseln in dem weiten Inselreich der Südsee den Namen gegeben. Jene Inseln heißen also Salomonsinseln.

In dem deutschen Spiel „Salmon und Markolf" werden Aussprüche des Königs Salomo in scherzhafter Übertreibung den derben Spässen Markolfs gegenübergestellt.

Woran sich aber der Ruf der Weisheit Salomos ganz besonders anheftet, das ist das sogenannte Urteil Salomos, wie wir es im Alten Testament aufgezeichnet finden, und zwar dort im ersten Buche der Könige, Kapitel 3, Vers 16 bis 28.

Dies Urteil Salomos hat am meisten dazu beigetragen, daß einer der größten Dramatiker aller Zeiten, der Engländer Shakespeare, der sich überhaupt als in der Heiligen Schrift gut bewandert erweist, Männer, die in seinen Schauspielen auftreten und die sich dabei durch weises Handeln auszeichnen, mit Salomo vergleichen läßt.

Erinnern wir uns dabei auch daran, daß eines unserer deutschen Volkslieder, das anfängt mit den Worten „Aus der Jugendzeit", die Weisheit, wie sie dem Kindesalter eigentümlich ist, kennzeichnet mit den Worten „vögelsprachekund wie Salomo".

Dabei denken wir an die Stelle im ersten Buche der Könige, Kapitel 5, Vers 13, wo es heißt: „Auch redete er, nämlich Salomo, über die Vögel".

Nun aber haben wir folgendes zu erwägen.

Bei vielen Völkern weiß man von Männern zu erzählen, die durch ihre Weisheit alle Männer übertroffen haben, die mit ihnen zur gleichen Zeit gelebt haben. Besonders bei den Völkern des Morgenlandes gibt es Erzählungen von solchen weisen Männern. So galt bei den alten Indern Buddha als das Muster aller Weisheit. Heutzutage feiern die Inder auch den Mariadiramen als so einen weisen Mann. Die Japaner preisen den Ooka Yechizenno Kami wegen seiner Weisheit hoch. Die Ägypter lobten den Bokchoris und den Mykerinos als weise Leute, die Abessinier verehren den Adrami wegen seiner Weisheit. Die Araber ehren ihren Herrscher Harun-al-Raschid als so einen weisen Mann. Im Alten Testament aber finden wir also den König Salomo wegen seiner Weisheit hoch gelobt.

Das sind acht weise Männer, die wegen ihrer Weisheit ausgezeichnet hoch gehalten worden sind und es noch werden. Nur selten tritt ein Mädchen hervor, das als besonders weise gerühmt wird. Zuweilen geschieht es aber doch. So ist es der Fall mit der Viçakha in Tibet.

Wie begründet man nun den Ruf der Weisheit, den diese weisen Männer genießen? Man sammelt Urteile, die sie abgegeben haben. Denn es wird ohneweiters klar, ein richtiges Urteil finden in einer schwierigen und verworrenen Sache, das ist ein Beweis von Weisheit, der wegen seiner Augenscheinlichkeit jedem in die Augen springen muß, der sich selber die Fähigkeit zutraut, ein richtiges Urteil abgeben zu können.

Richtersprüche, die solche weise Männer abgegeben haben, sprechen noch heute durch ihre Scharfsinnigkeit an, wie sie auch Beifall gefunden haben bei all den Geschlechtern, die nach dem Geschlecht von Menschen auf Erden aufgetreten sind, unter dem die Weisheit jener weisen Männer zuerst geglänzt hat.

So ist es auch mit dem berühmten Urteil Salomos gegangen. Salomos Urteil hat den Ruf von Salomos Weisheit begründet.

Wir wollen es nun einmal einer eingehenden Prüfung unterwerfen, ob der Ruf, den der König Salomo seiner Weisheit wegen nun schon durch so lange Zeit genossen hat und den er noch genießt, sich mit Recht auf jenes Urteil gründen darf.

Vielleicht wird unsere Untersuchung einiges Licht auf das Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte senden.

Es ist nämlich merkwürdig, daß schon die indische buddhistische Literatur uns ein Urteil überliefert, das dem Urteil Salomos recht ähnlich sieht.

In einer Sammlung von ungefähr zwanzig alten indischen Geschichten unter dem Titel „Dschatakas" wird uns von einem weisen Mann erzählt. Dieser weise Mann ist Buddha in einer Gestalt, wie er sie bei einer von seinen früheren Geburten erhalten hat. Jene Geschichten erzählen nun, wie dieser Weise einmal unter Aufgebot von großem Scharfsinn einen Streit entscheidet, den niemand sonst zu schlichten vermag. Ein anderes Mal löst der weise Mann ein Rätsel auf, das vorher niemand hat lösen können. Wieder ein anderes Mal macht der Weise etwas möglich, was sonst niemand hat möglich machen können. So setzt der weise Mann jedes Mal wieder von neuem alles Volk auf das Höchste in Erstaunen.

In einer von jenen alten Geschichten heißt es dann aber folgendermaßen:

Eine Frau nahm einmal ihren Sohn und ging, um ihr Antlitz zu waschen, zum Teich des Weisen. Da badete sie ihren Sohn, setzte ihn auf ihrem Gewand nieder, wusch sich das Antlitz und stieg hinab, um zu baden. In diesem Augenblick sah ein Koboldsweib den Knaben und wollte ihn gern fressen. Sie nahm die Gestalt einer Frau an und sprach: „Meine Gute! Das ist ja ein hübscher Knabe. Ist das dein Sohn?" Jene antwortete: „Ja, meine Liebe." Da sprach sie: „Ich will ihm zu trinken geben." Die Mutter antwortete: „Gib ihm zu trinken." Da nahm sie

ihn, ließ ihn ein Weilchen spielen und lief darauf mit ihm fort. Als die andere das sah, lief sie ihr nach: „Wo bringst du meinen Sohn hin?“ und faßte ihn. Das Koboldsweib sagte: „Wo hast du das Kind her? Das ist mein Sohn!“ So gingen sie lärmend an der Saaltür des Weisen vorbei. Der Weise, wie er den Lärm hörte, rief sie und fragte, was es wäre. Wie er von ihrem Streit hörte, erkannte er an ihren nicht zwinkernden, roten Augen, daß es ein Koboldsweib war. Er sprach: „Werdet ihr meine Entscheidung gelten lassen?“ Sie antworteten: „Ja, das werden wir.“ Da zog er eine Linie und legte das Kind genau auf deren Mitte. Dann ließ er das Koboldsweib an den Händen, die Mutter an den Füßen anfassen und sprach: „Zieht jetzt beide, und welche das Kind auf ihre Seite ziehen kann, der soll es gehören.“ Da zogen sie beide. Das Kind aber, dem das Ziehen weh tat, fing zu schreien an. Das zerriß der Mutter das Herz; sie ließ den Sohn los und stand weinend da. Da fragte der Weise die Leute: „Wessen Herz ist wohl weich gegen das Kind, das Herz der wahren oder das der falschen Mutter?“ — „Der wahren Mutter Herz, o Weiser.“ — „Ist also die, welche das Kind festhält, oder die, welche es losgelassen hat, die Mutter?“ — „Die es losgelassen hat, o Weiser.“ — „Kennt ihr diese Kindesräuberin?“ — „Nein, o Weiser.“ — „Sie ist ein Koboldsweib, die das Kind gefaßt hat, um es zu fressen.“ — „Woran erkennst du das, o Weiser?“ — „Daran, daß ihre Augen nicht zwinkern und rot sind, und daß sie keinen Schatten wirft und an ihrer Frechheit und Grausamkeit.“ Da fragte er sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin ein Koboldsweib, Herr.“ — „Weshalb hast du diesen Knaben geraubt?“ — „Um ihn zu fressen, Herr!“ — „Du blinde Törin! Weil du früher Übles getan hast, bist du als Koboldsweib geboren. Und jetzt tust du weiter Übles. Wehe, du bist eine blinde Törin!“ So ermahnte er sie, ließ sie die fünf Gelübde, nämlich nicht zu töten, nicht zu stehlen, Keuschheit, Wahrhaftigkeit und Vermeiden geistiger Getränke, auf sich nehmen und ließ sie gehen. Die Mutter des Knaben aber pries den Weisen und sprach: „Lebe lange, Herr!“ Darauf nahm sie den Knaben und ging von dannen.

Dann gibt es eine Sammlung von tibetanisch-buddhistischen Geschichten unter dem Titel „Dsanglun oder der Weise und der Tor“. Im Dsanglun steht jene Geschichte fast genau so wie in den Geschichten unter dem Titel „Dschatakas“. Nur ist diese Ge-

schichte im „Dsanglun" beträchtlich zusammengezogen und wird mit viel kürzeren Worten erzählt. Im „Dsanglun" aber ist der Weise wie beim Urteil Salomos zugleich König.

Es heißt im „Dsanglun" so:

Es waren aber außerdem noch zwei Weiber da, welche sich um einen Knaben stritten, deren Recht der König Dseipa, eine Verkörperung Buddhas, in scharfsinniger Weise erkannte, indem er den beiden Weibern befahl: „Jede von euch beiden fasse das Kind an einer Hand und ziehe es an sich! Welche es bemeistert, die soll es als ihr eigenes mitnehmen." Demgemäß zerrte diejenige, welche nicht Mutter des Kindes war, dasselbe ohne Mitleid und ohne Besorgnis, ihm Schaden zuzufügen, mit aller Gewalt an sich, wogegen die wahre Mutter, obgleich sie stärker war, aus Liebe zum Kinde und um ihm nicht zu schaden, nur schwach zog. Der König erkannte alsbald die Wahrheit und sprach zu der Frau, die heftig gezogen hatte: „Es ist nicht dein, sondern das Kind der anderen Frau; gestehe es ehrlich!" worauf das Weib, welches sachte gezogen hatte, das Kind als ihren Sohn mitnahm.

Unmittelbar an diese Geschichte schließt sich im „Dsanglun" die Erzählung von einem anderen Rechtsfall. In der Geschichte, die wir soeben gehört haben, schont das Weib, das die Mutter des Kindes ist, das Kind. Bei der Entscheidung in dem Rechtsfall, von dem die folgende Geschichte zu erzählen weiß, handelt es sich um ein Stück Zeug aus Baumwolle. Das wird einem Manne von seinem Gegner streitig gemacht. Da will der König haben, daß die beiden Männer, die den Streit um das Stück Zeug miteinander haben, das Stück Zeug gegeneinander ziehen, zerren und so zerreißen sollen. Jedem von den beiden Männern, die da miteinander streiten, soll dann so viel von dem Zeug gehören, als er hat an sich reißen können. Auf diese Entscheidung läßt sich aber der rechtmäßige Besitzer des Zeuges nicht ein. Denn es tut ihm leid um das schöne Stück Baumwollenzeug, daß er da zerreißen soll, und er will es nicht zerreißen. Daran erkennt der König, daß das der rechtmäßige Besitzer des ganzen Stückes Baumwollenzeug ist.

Etwas Ähnliches berichtet eine andere Sammlung von tibetanisch-buddhistischen Geschichten. Auch in der Geschichte, die wir jener Sammlung entnehmen und die nun erzählt werden soll,

handelt es sich geradeso wie in der vorhergehenden Geschichte um leblose Dinge. Es heißt da so:

Als ein Mann seine Stiefel am Ufer gelassen hatte und sich badete, kam ein anderer Mann, wickelte sich diese Stiefel um seinen Kopf und fing ebendaselbst an, sich zu baden. Als nun der erstere sich gebadet hatte und aus dem Wasser stieg, vermißte er seine Stiefel. Der andere fragte: „He, Mann, was suchst du?“ — „Meine Stiefel.“ — „Wo sind deine Stiefel? Wenn du Stiefel hast, so mußt du sie dir so wie ich die meinigen um den Kopf wickeln, wenn du ins Wasser steigst.“ Der erstere sagte: „Das sind ja gerade meine Stiefel.“ Als nun beide darüber in Streit gerieten, wem die Stiefel gehörten, begaben sich beide zum König. Der König befahl den Ministern, die Sache gut zu untersuchen und die Stiefel dem Eigentümer zu geben. Als diese die Sache zu untersuchen anfingen, fragten sie den einen und den andern. Jeder von ihnen behauptete, daß er der Eigentümer sei. Da nun bei diesen Behauptungen der Tag zu Ende ging, kehrten die Minister am Abend ermüdet nach Hause zurück, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Als Viçâkha, die Schwiegertochter des Mrgadhara, den Mrgadhara, den ersten Minister des Königs, fragte, und dieser ihr alles erzählt hatte, sagte sie: „O Herr, was ist da noch zu untersuchen? Saget dem einen: ‚Nimm du den einen Stiefel‘, dem andern: ‚Nimm du den andern.‘ Der Eigentümer wird dann sagen: ‚Weshalb sollen meine beiden Stiefel getrennt werden?‘, der andre aber, dem sie nicht gehören, wird sagen: ‚Was habe ich für einen Vorteil davon, wenn ich nur einen Stiefel bekommen soll!‘ So ist die Prüfung vorzunehmen.“

In derselben Sammlung von Geschichten wird uns aber auch von einem Streit berichtet, in dem es sich wieder um ein Kind handelt. Da heißt es so:

Es gab in einem Gebirgsdorf einen Hausbesitzer, der, als er aus gleichem Geschlecht geheiratet hatte, ohne Sohn und Tochter blieb. Da er sich nun sehr nach einem Kinde sehnte, nahm er sich eine Nebengattin. Da wandte die Hauptgattin, die von Natur mißgünstig war, einen Zauber an, um deren Leib unfruchtbar zu machen; allein da deren Leib überaus rein war, wurde sie dennoch schwanger und gebar nach Ablauf von neun Monaten einen Sohn. Da dachte sie: Da von den Feindschaften die Feindschaft zwischen Haupt- und Nebengattin die schlimmste ist und

die Stiefmutter ohne allen Zweifel durch irgendein Mittel das Kind zu töten suchen wird, was soll da mein Mann und was soll ich tun? Da ich es doch nicht am Leben erhalten kann, will ich es ihr lieber schenken. Als sie sich darauf mit dem Manne beraten hatte und dieser damit einverstanden war, sagte sie zur Hauptgattin: „O Schwester, ich schenke dir einen Sohn, nimm ihn!" Jene dachte: Da nur diejenige, welche einen Sohn hat, als Herrin des Hauses gilt, so will ich ihn erziehen. Als sie den Knaben erzogen hatte, starb der Vater. Als nun beide Frauen wegen des Hauses in Streit gerieten, behauptete eine jede von ihnen, daß der Sohn ihr gehöre. Sie begaben sich zum Könige. Dieser befahl den Ministern, hinzugehen und zu untersuchen, wem der Sohn gehöre. Als diese die Sache untersuchten und, obwohl der Tag zu Ende ging, nicht in Ordnung kamen, begaben sie sich am Abend nach Hause. Wiederum fragte Viçâkha den Mrgadhara, der ihr alles erzählte. Viçâkha sagte: „Was ist da noch zu untersuchen? Sprechet zu den beiden Frauen also: ‚Da wir nicht wissen, wem der Sohn gehört, so soll diejenige von euch beiden, die größere Kraft hat, sich den Knaben nehmen.' Wenn sie nun jede eine Hand packen und der Knabe aus Schmerz zu weinen anfängt, so wird die Mutter voll Mitleid in der Annahme, daß, wenn ihr Kind am Leben bleibt, sie es doch wenigstens noch einmal sehen werde, loslassen; wenn die andere aber, da sie kein Mitleid hat, nicht losläßt, dann schlagt sie mit einer Gerte und dann wird sie den wahren Sachverhalt gestehen. Dies ist die Prüfung." Mrgadhara sagte dies den Ministern, welche die Prüfung nach dieser Anweisung anstellten und nach Tagesanbruch dem Könige meldeten: „O König, dies ist die wahre Mutter, dies die falsche." Der König fragte, wie sie das wüßten. „O König, es verhält sich so und so." — „Weshalb habt ihr dies gestern nicht gewußt?" — „O König, wie konnten wir das wissen! Viçâkha hat uns die Anweisung gegeben." Der König sagte: „Das Tschampâ-Mädchen ist gescheit."

Mit dieser Erzählung hat vieles gemeinsam ein Vorgang vor Gericht, den wir in einem chinesischen Schauspiel dargestellt finden. Das Schauspiel hat den Titel „Hvei-lan-ki", zu deutsch „Der Kreis aus Kreide". Das Schauspiel ist ums Jahr 1300 vor Christi Geburt verfaßt worden. Im Mittelpunkt dieses Schauspiels steht ein Weib, namens Tschang-Hai-tang. Tschang-Hai-tang ist die

zweite Frau des Ma und ist Mutter eines Kindes. Die erste Gemahlin des Ma unterhält eine Liebschaft hinter dem Rücken ihres Mannes. Darum schafft sie ihren rechtmäßigen Gatten aus der Welt, und zwar tut sie das durch Gift. Dann erhebt sie Anspruch auf das Kind der zweiten Frau ihres vormaligen rechtmäßigen Mannes. Von dem Kinde dieser zweiten Frau sagt sie: „Ich, ich bin die wahre, die wirkliche Mutter des Kindes, ich einzig und allein und das Kind ist mein, mein wahres und wirkliches Kind.“

Tschang-Hai-tang, also die zweite Frau des vormaligen Ma, wehrt sich gegen diese Lüge. Da wird Tschang-Hai-tang auf die Folter gespannt. So wird sie gezwungen, ein falsches Geständnis abzulegen. Die Sache kommt aber zur zweiten Verhandlung vor dem Statthalter Pav-tsching. Pav-tsching ist als streng rechtlicher Mann im ganzen Land bekannt. Er verhört die beiden Weiber des Ma von neuem. Dann heißt es im Schauspiel weiter so:

Pav: Offiziant, holt mir einmal ein Stück Kreide und zieht damit einen Kreis, in den ihr das Kind stellt, und dann laßt es die beiden Frauen, jede nach einer Seite hinziehen. Wenn die rechte Mutter ihn erfaßt hat, so wird es ihr ein Leichtes sein, den Knaben aus dem Kreise zu schaffen, während die vorgebliche Mutter es nicht im stande sein wird.

Offiziant: Zu Befehl! (Er zieht einen Kreis mit Kreide und läßt das Kind sich in die Mitte desselben stellen.)

Frau Ma (faßt das Kind und zieht es aus dem Kreise. Hai-tang vermag dies nicht.)

Pav: Nun denn, ich habe die Probe mehrmals anstellen lassen und habe bemerkt, daß ihr auch nicht den mindesten Versuch gemacht habt, das Kind aus dem Kreise herauszuziehen. Offiziant, nehmt dickere Ruten und streicht sie gehörig damit.

(Schluß folgt.)

Irtogast.

Von **Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.**

(Fortsetzung.)

Werin, der Bauer, war rings im Land
Als weitaus der reichste Mann bekannt,
Und wollte einer was Arges sagen,
So sprach er: Du bist wie Werin verschlagen.

Und sie saßen zusammen auf Irtohall
In der Stube. Die aber vermochte die Zahl
Von Werins Befreundeten kaum zu fassen
Und alle die Leute schwiegen gelassen,
Bevor nicht der reiche Werin begann.
Doch Irto, der Alte, blickte sie an
Mit großen Augen, so freundlich und schüchtern,
Als wollte er aus den ernsten Gesichtern
Der schweigenden Leute den Grund erfahren,
Warum sie mit Werin gekommen waren.
Der aber schaute nun rund im Kreis.
„Irto", sprach er, „ein jeder weiß,
Daß du dir ein Fohlen gezogen hast,
Das trefflich für morgen als Opfer paßt.
Das sind wir gekommen von dir zu holen,
Nicht wahr, du gibst uns dein Schimmelfohlen?
Denn . . ."
Freundlich zutraulich drückt er sich an,
Doch Irtogast drängt durch die Mannen heran,

Faßt Werin am Kittel und dreht ihn herum.
Der fährt empor — gern nehm' er es krumm;
Doch als er in diese Augen sieht,
In denen das wildeste Feuer glüht,
Der Zorn in hellauflodernden Flammen,
Da nimmt er all seinen Gleichmut zusammen.
Die Faust greift zu hart. — Und wenn er geschickt
Sich auch diesmal ihrem Griffe entrückt,
So bleibt's ein böses Spiel und Spaßen
Mit dem Zornigen da sich einzulassen.
„Was willst du?“ frägt er hochmütig herab.
Und keuchend Irtogast Antwort gab:
„Das Fohlen ist unser. — Wir gebens nicht her.
Wir geben's nicht — nie und nimmermehr.
An dir ist die Reih', in diesem Jahr
Zu opfern. Bring du nur dein Fohlen dar.
Hast ja ein Fohlen. Was fällt dir ein:
Kommst betteln nach Irtohall gar herein.
Trag' nur, was dir liegt am eignen Genick
Fein selbst und schieb's nicht auf andre zurück,
Wie du's schon so oft versucht und getan,
Das Fohlen bleibt unser und dich geht's nichts an.“
Der Werin macht ein erstauntes Gesicht,
Als verstünde er nicht, was jener spricht.
Dann wendet in wohlerwogener Ruh'
Er sich den befreundeten Mannen zu,
Und nur seine Augen flunkern und flirren,
Als er nun spricht, wie die eines Irren:
„Eigel, Anze — daß ihr Zeugen seid —
Was der dort Verleumdungen auf mich speit.
Ihr wußtet, als ihr nach Irtohall kamt,
Daß mein Fohlen krumm geht, daß es lahmt.
Was spracht ihr da? ‚Das Fohlen sei rein,
Darf nie im Joche gegangen sein,
Fehlerfrei sei es und ungeritten,
Dann magst du's dem Gaue zum Opfer bieten . . .‘“

Verzerrten Angesichts Irtogast lacht
Und schreit: „Dann hast du es selber gemacht.
Und geht es lahm, du hast es versehrt,
Du selber hast es fürs Opfer entehrt,
Damit es dir bleibt zu freiem Eigen;
Das will ich dir auf den Kopf bezeugen.“

Damit stürmt er los. Doch ein Gedränge
Entstand da in der befreundeten Menge,
Viel rote Gesichter es da gab,
Vierschrötige Körper drängten ihn ab,
Und hob er den Arm, es zog ihn nieder
Und brüllte er auf, es brüllte dawider.
Er konnte nicht los, wie er sich auch reckte,
Wie er auch die Fäuste nach Werin streckte.
Der aber grinste ihn höhnisch an.
Da zitterte Irto, der Alte, heran
An das Gedränge, er rief auch hinein,
Doch schluckte der Lärm die Laute ein,
Mit bittenden Augen erhob er die Hand.
Irtogast sah es und er verstand.
Da war ein Gedanke in ihm erwacht:
Was sperrst du dich gegen die Übermacht?
Mach' es wie Werin, verschlagen und klug;
Geht es nicht ehrlich, so geht es mit Trug.
Da tat er so, als wär' er verletzt;
Schon war er hinaus in den Hof gesetzt,
Und als er nun über den Hofraum hinkt
Und das Lärmen der Leute hinter ihm klingt
Und mählig verstummte, da war es ihm klar,
Wo hier ein Ausweg gegeben war.

* *
*

Muglo, der Tor, den das Essen freute,
War, schmählich verschüchtert durch alle die Leute,
Die plötzlich auf Irtohall eingebrochen,
In die Schottergrube des Hofraums gekrochen.
Dort lag er und keuchte aus seinem Kropf —
Nur manchmal hob er den ruppigen Kopf
Ein wenig über die Grube heraus
Und spähte versorgt nach dem Herrenhaus,
Um bei den nächsten Lauten und Tönen
Hinabzutauchen und ängstlich zu stöhnen.

Da hinkte Irtogast langsam heran.
Er sah den Knecht — leis rief er ihn an.
„Ei wo!" machte Muglo mit dummem Gesicht,
„Viel Leute dahier — hörst du sie nicht?"
„Komm' her!" rief Irtogast.

„Ei! bum, bum!“
Lacht Muglo und deutet am Kopf herum.
„Komm' heraus“, knirrscht Irtogast — „du Tor!
Sonst hol' ich dich mit dem Stock hervor.“
Da war Muglo langsam hervorgekrochen,
Wie ein Hund daherkommt, der etwas verbrochen.
Ein Fetzen, durch den er den Kopf gesteckt,
Notdürftig die mageren Glieder deckt;
Das Gesicht von Blatternarben zerrissen,
Ein Bart, wie von Mäusen ausgebissen;
Den linken Fuß zieht er hinterdrein,
Er fiel als Kind und brach dieses Bein,
— Seitdem war's krumm und ganz verbogen —
Und der ganze Kerl war von Schmutz überzogen:
Kein Mensch mehr, selbst für das Mitleid zu schlecht,
Zu erbärmlich, so war Muglo, der Knecht.
So kam er heran und Irtogast sprach:
„Lauf' schnell dem Fohlen dort unten nach,
Fang' es und bring' mir's zum Balkenzaun
Hinters Haus; doch lasse dich ja nicht schau'n.“
Und Muglo horchte auf und begriff.
Doch mußte er schreien, wenn er lief,
Sprang er und schwang sein verkrüppeltes Bein
Die Wiese hinab unter gröhlendem Schrei'n,
Ob Irtogast auch mit Gebärden droht'
Und seinem Muglo zu schweigen gebot.

Das Fohlen aber kannte den Toren.
Es ließ ihn heran, er kraut's bei den Ohren,
Faßt es am Hals. — Mit lautem Geschrei
Kam Muglo und Fohlen zum Zaune herbei.
„Ei wo! Herre! Ei, was machst du denn da“,
Rief Muglo erstaunt, als er Irtogast sah,
Der an dem Ackergeräte hantierte
Und mühsam die Stränge zum Joche entwirrte.

„Schweig' still“, knirrscht der; „drück' das Fohlen her!“
„Ei, Herre, dem ist ja das Joch zu schwer“,
Meint Muglo und aus seinem Gesicht
Nun der harte Trotz des Blödsinnigen spricht.
„Das darfst du nicht; ich zog dir den Pflug
Drei Jahre lang doch und gut genug;
Das Tierlein ist jung noch, das mußt du wissen . . .“

Da war Irtogast die Geduld gerissen,
Mit seiner harten schwieligen Faust
Er Muglo unsanft am Schädel zaust
Und schreit: „Das Fohlen drück' unter das Joch.
Die Weissagung, du Blöder, du kennst sie doch —
Und kennst du sie nicht — bleibt sie dennoch wahr:
Das Leben Irtos ist an ein Haar
Aus dem Schweife des Fohlens hier angesponnen.
Verstirbt das Tier, ist sein Leben zerronnen,
Ist ende und aus — hörst du, ende und aus!
Drum schnell — sie kommen schon aus dem Haus —
Drum schnell das Tier fürs Opfer verschänden!"

Und er fingerte mit seinen zitternden Händen
Am Fohlen herum in rasender Hast.
Auch Muglo, von der Erregung erfaßt,
Half mit und rieb sich nur ganz verstohlen
Seinen brummenden Schädel an dem Fohlen.
Das aber schien das Joch zu verdrießen;
Wie ein Zwerg in den Kleidern eines Riesen
Stand es, bis es sich anders besann
Und wütend auszuschlagen begann.
Und nun unter Wiehern und lautem Geschrei
Rannten und sprangen sie alle drei
Plötzlich hinter dem Hause hervor,
Das Fohlen, der Herr und der gröhlende Tor. —

— Und mitten hinein in den Schwarm der Mannen,
Die Irtogast aufzusuchen begannen.
Denn Irto, weiß wie ein Leichentuch
Im Gesichte, machte nicht einen Versuch
Zu sprechen und blickte nur dann und wann
Scheu lächelnd die Mannen der Reihe nach an,
Je ungestümer sie auf ihn drangen.
Zu einem Ziele war nicht zu gelangen.
Und als sie nun aus dem Hause traten,
Um mit Irtogast weiter zu beraten,
Da kam das Gespann mit Geschrei und Getos
Des Weges daher auf die Mannen los.
Da wurde das Fohlen aufgehalten. —
Da drängten herzu sich viele Gestalten,
Da tönte Murren und lautes Droh'n,
Wilde Flüche zum Himmel loh'n,

Das wuchs zum betäubenden Tosen empor,
Doch über alles drang Werins Stimme vor
Und er schrie: „Bringet das Fohlen her!
Das Fohlen, das Fohlen ist's, was ich begehr!
Er hat uns mit List und Trug bestohlen,
Der Schelm! Wir strafen ihn! her mit dem Fohlen!"

Und er drängt sich durch in keuchender Wut.
Doch Irtogast, eingekeilt in der Flut,
Von Körpern, von Armen, die nach ihm greifen,
Sucht loszukommen, sich freizustreifen,
Um Werin zu fassen. Doch dieser stand
Dem Fohlen genüber — den Stock in der Hand,
Einen schweren Knüttel. — Nun hob er ihn,
Und sausend schlug er auf das Fohlen hin,
Inmitten die Stirne. Ein dumpfer Krach
Und lautlos das Tier zusammenbrach.

Da schrieen sie aus der Menge heraus:
„Reißt ein das Tor. — Zündet an das Haus!"
Irtogast stand eine Weile da.
All eins war's ihm nun, was weiter geschah.
Wie Tolle wüsteten sie auf der Hube.
Er sah's — er ging hinein in die Stube. —

Am Herde, wie er es so gewöhnt,
Saß Irto, das Haupt auf die Arme gelehnt.
Nur tiefer noch war es herabgeglitten.
Zaghaft war Irtogast näher geschritten:
Irto — mein Vater! — — — Er rührte sich nicht.
Da hob Irtogast des Alten Gesicht
Zu sich empor. — Doch zog er die Hand
Zurück, als hätt' er die Finger verbrannt.
Der Anblick, der seinen Augen sich bot,
Er war ihm furchtbar. Es war der Tod.

Nur bequemer sucht er den Alten zu rücken.
Ihm war's, als wollt' es sein Herz zerdrücken.
Dann setzte er still sich hin auf die Erde
Und sann und sann, was nun kommen werde.

Draußen verstummte der Leute Gebrüll.
Still ward es, still, beängstigend still.
Da schlich er sich müde aus dem Haus
In den Abendsonnenschein wieder hinaus.

Vom Wehrzaun, der das Gehöfte umhegt,
War ein Teil auf den Boden niedergelegt.
Dann stand er bei dem Fohlen aufs Neu'.
Muglo, der Tor, saß hart dabei
Und hob die Füße, die in den Gelenken
Sich kraftlos müde nach abwärts senken.
Der Tor aber schwenkte sie auf und ab
Und Tränen rannen dabei ihm herab:
„Ganz tot, ganz schwach und müd', o Herr!
Ich gab ihm zu fressen, es frißt nicht mehr!"
Und Irtogast saß an des Sees Rand.
Er sah in das abendverklärte Land,
Aus dem die Sonne heiter schied.
Leicht waren die Berge angeglüht.
Das Rot ward tiefer und färbte sich schwer,
Es floß über den Spiegel des Sees daher,
Auf Irtogast, leuchtend, wie Blut so rot. —
Und der Tor rief noch immer: „Ganz tot! Ganz tot!"

* *
*

Das Nachtvolk des Waldes war sehr erregt:
Ein Mensch hatte sich in das Moos gelegt.
Des Tages, wenn alles ruhte im Schatten,
Saß er in der Sonne und ließ sich braten
Dort in der Felswand auf einem Stein
Und schauerte frierend in sich hinein.
Wenn aber die Nacht das Dunkel gebracht,
Wo alles Volk vom Schlafe erwacht,
Wo's beutegierig und regsam wird
Und Hunger wie Liebe das Leben gebiert,
Dann kroch er herab, dann kam er herbei
Und wühlt sich hinein in den Haufen Streu,
Als wollte er ruhen und schlafen, der Tor!
Und doch stierte er flirrenden Auges empor
Durch der dunklen Zweige Heben und Wiegen
Zu den Sternen, die allgemach höher stiegen.
Und Leben war ringsum. Der braune Bär
Trollte über den Windbruch daher.
Wildhoniggeruch umschmeichelte lind
Seine schnüffelnde Nase mit dem Wind.
Ein Mensch, dort! raunt ihm das Nachtvolk zu.
Er wendet den Kopf, er besieht ihn mit Ruh.

Da hebt sich wieder die laue Luft
Und bringt so berückenden Honigduft,
Daß er ihm nicht widerstehen kann.
Und lüstern trollt er durch die Schlucht hinan.

Der Steinkauz kam heim vom Beutezuge.
Erhobenen Hauptes späht er im Fluge
Aus runden Augen ins Dunkel hinaus.
Er hat dem Scher und der kleinen Maus,
Wenn sie der Mond lockt, den Krieg erklärt
Und hat so manch eine schon aufgezehrt. —
Nun streicht er befriedigt zur Wand hinauf. —
Kurz heult ein Wolf in der Ferne auf.
Ein andrer antwortet auf der Stell',
Und näher klingt das scharfe Gebell.
Da raschelt es aus der Streu hervor,
Da taucht der Fiebernde langsam empor —
Der Wolf — sein furchtbarer Gegner naht —
Da taumelt er hin den steinigen Pfad,
So schnell es nur geht, zum See hernieder.
Gluthitze durchwühlt nun all seine Glieder,
Sie hämmert im Kopf mit rasender Wucht,
Der Schwindel dreht ihn, und nun versucht
Das Nachtvolk, sich ihm entgegenzustellen:
Zweige, die schmerzend ins Antlitz schnellen,
Wurzeln, die seine Füße fangen,
Dornen, die gierig nach ihm langen.
Und aus dem Dunkel greifen und nicken
Viel hundert Augen mit glosenden Blicken.
Nun endlich ist er am Ufer unten.
Sein Einbaum ist weg, ist fort, ist verschwunden.
Was tun? Die Furcht hetzt hinter ihm drein. —
Da watet er in das Wasser hinein.
Leis schreit er auf, da er sich duckt.
Hei, mörderisch kalt! Hei! Dies durchzuckt
Seinen Körper, der heiß ist wie glühendes Eisen,
Als wollt' es ihm schier die Brust zerreißen.
Nun wird es besser — nur tiefer hinein.
Da kauert er nieder auf einen Stein,
Den Leib bis zum Halse ins Wasser geschmiegt.

Schwarz, tiefschlafend und ruhig liegt
Der See vor ihm, als mächtige Fläche.

Von drüben her dringt das Rauschen der Bäche,
's kommt über den See mit gleichförmigem Schall.
Und draußen, dort draußen liegt Irtohall,
So klein beisammen, sein Hof und sein Haus,
Wie ein schlafendes Kind nimmt es sich aus.
Und die Sterne mit ihrem friedlichen Sinn
Und die Mondsichel ziehen darüber hin
Dort hoch in unendlichen, tiefklaren Weiten.
Da muß er danach die Arme spreiten,
Da faßt ihn die Sehnsucht so weh und so hart,
Und ein Tränlein rinnt ihm in seinen Bart.

Doch wieder beginnt ihm's im Kopf zu schwirren
Und vor den Augen zu flimmern und flirren,
Daß sich die Nacht mit Lichtern erfüllt,
Ein Funkenreigen das Dunkel durchspielt,
Eine Weile nur — ruhiger wird es umher —
Das Tosen erstirbt und das Lichtermeer.
Was aber ist dort im Wasser? im See?
Was hebt sich vom dunkelnden Spiegel zur Höh',
Was starrt herüber mit glanzlosen Blicken,
Und nickt ihm zu mit langsamem Nicken?
Ein Schrecken durchrieselt des Fiebernden Glieder,
Und Freude durchschauert ihn kurz darauf wieder,
Eine wilde Freude, wie Wahnsinn so heiß:
Du dort, du dort, der alles weiß, —
Sag' du, was hättest denn du getan,
Sag' du, was ich selber nicht finden kann,
Weich' mir nicht aus ins Wasser zurück,
Ich fasse, ich halte dich mit meinem Blick,
Sag' du . . . Und wieder fängt's an zu schwirren
Und sich sein Denken in Dunst zu verlieren.
Der draußen wartet in stiller Ruh',
Erst stöhnt er, dann grunzt er ab und zu,
Dann hebt er ein schmunzelndes Lachen an.
„So sag'", schreit Irtogast, „was du getan
An meiner Stelle. — Gar leicht ist das Lachen,
Doch weitaus schwerer das Bessermachen.
Du weißt, sie kamen nach Irtohall,
Mein Fohlen zu fordern. — Ich hatte die Wahl." —
Nun hebt der andre die Flossenhand
Statt der Antwort: — Lass' nur, dies ist mir bekannt. —

Nun also, fragen des Fiebernden Mienen.
Schweigen, Stille — zweifelndes Sinnen.
Die Stunden verrannen. — Grauschimmer lag
Überm See. Er schritt vor dem jungen Tag,
Er wob in den Höhen die Sterne ein,
Er breitete rings einen fahlen Schein.
Ein Frösteln ging durch Baum und Strauch,
Wie neuer Jugend ein herber Hauch.
Wach auf! der Osten will rosig erblüh'n,
Der Morgenwind geht durch die Wälder dahin,
Wach' auf! Er streicht die Höhen entlang,
Und leise seufzt er den Morgengesang.
Und nun im ersten Morgenhauch,
Was zog dort draußen für Nebel und Rauch,
Wo der dort so still im Wasser geruht,
War er vertaucht in die schweigende Flut?
Denn zitternd furcht sich das Wasser zu Kreisen.

Da wandte sich Irtogast mit einem leisen
Erschauern. — Ein Frösteln in Mark und Bein.
Wo war er? Wie kam er ins Wasser herein?
Verschwunden die Glut, die ihn durchwühlt,
Verflogen die Schmerzen, die er gefühlt,
Nur müde, todmüde, wie er doch war.
Und der Morgen stieg auf, licht heiter und klar,
Und das Moos lag grüngoldig auf seinen Wegen,
Und der Wald rauschte ihm seinen Gruß entgegen.

Feuchtblinkender Sommermorgen
In sonnengoldener Pracht!
Wie hält er im Dufte geborgen
Die kühle Frische der Nacht.

Lichtprächtig erschimmern die Berge
Und ragen ins Blaue hinein. —
Hei! Winter, du Riese, du Scherge!
Die Riesen fingen dich ein.

Dort oben auf schneeigen Höhen
Es dir nun gefallen mag,
Da alle Welt will begehen
Jungfröhlichen Feiertag.

Und schickst du zu Tale auch Bronnen
Weißschäumend und glasig-grün,
Sie hören das Lied von der Sonnen,
Sie sehen die Welt erblüh'n,

Sie sehen die Fichten erschauern
Vor Wollust im dunklen Tann,
Und an den Felsenmauern
Steigt rotblühend Krautwerk hinan.

Wildtauben gurren im Walde,
Der Wind trägt's von ferne herbei,
Und hoch ob der steinernen Halde
Gezogener Falkenschrei;

Ein stilles, freudiges Staunen
Durch alle die Welt ergeht
Und nur die Wasser raunen
Und rauschen im Felsenbett.

Sie murren in tosender Sprache,
Sie neiden der Welt ihr Glück,
Sie künden des Winters Rache:
Er kehret wieder zurück.

Mag er auch wiederkehren,
Ihr Sendlinge kalt und grün,
Der Tag kann ihm nimmer gehören
Wo solche Lichter erglüh'n,

Wo Duft und Lieder und Töne
Sich einen zu Glanz und Schein
Und Jubel und Jugendschöne
Jauchzt in die Welt hinein:

Mag er auch wiederkehren,
Ihr Sendlinge, kalt und grün,
Der Tag kann ihm nimmer gehören,
Wo Jugend und Glück erblüh'n.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.